



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 13, Nr. 10 October 15, 1960

Köln: Bund-Verlag, October 15, 1960

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts 10

Köln, 15. Oktober 1960 · 13. Jahrgang · Preis 30 Pfennig · G 1394 E

Foto: Karl Zimmermann



Wann hört diese Geschmacklosigkeit auf?



Pause beim Kabarettkurs der DGB-Jugend in Oberursel, über den wir in der nächsten Ausgabe berichten

Foto: Udo Hoffmann

An und über „aufwärts“

Sehr geehrte Redaktion!

Mit Interesse lese ich Ihre illustrierte Zeitung für junge Menschen. Darf ich Ihnen einmal aus zwei Unterrichtsstunden berichten. Es war die dritte Unterrichtsstunde von 9 bis 9.45 Uhr in der Berufsschule. Ein sechzehnjähriger Junge kann die Augen nicht aufhalten und ich frage ihn, ob er nicht ausgeschlafen sei. Darauf kommt die Antwort: „Ich arbeite abends bis 10 Uhr.“ „Ja, wie ist das denn möglich? Kennst du nicht das Jugendarbeitsgesetz? Ein Jugendlicher darf doch nicht so lange beschäftigt werden.“ „Das tue ich freiwillig, um mir noch Geld dazu zu verdienen.“ Ich sage den Jungen natürlich, daß sie das lieber nicht tun sollen, um sich körperlich nicht zu schädigen. Aber eine ganze Anzahl hat dafür nur ein Lächeln. In einer anderen Klasse sagte ein siebzehnjähriger Junge ganz offen, daß er in seiner freien Zeit arbeite, um sich das Geld für ein Motorrad zu verdienen.

Was nützt dann alle Arbeitszeitverkürzung, wenn hinterherum doch zusätzlich gearbeitet wird? Vielleicht können Sie darauf auch aufmerksam machen, denn der Gesundheitszustand vieler Jugendlicher ist doch kein guter. Wie wenig Jugendliche sich sportlich betätigen, davon könnten Sie sich ein Bild machen, wenn Sie an den Bundes-Jugendspielen einmal teilnehmen würden. In den meisten Berufs-

Gibt es eigentlich hierzulande eine Grenze der Geschmacklosigkeiten? Muß das Volk, in dem wir leben, seinen Mangel an Reife und Instinkt unaufhörlich in die Welt hinausposaunen? Dürfen wir dies schweigend dulden?

„Ich habe ihn wiedergesehen“, sagte mir dieser Tage eine fünfzigjährige Frau. Nein, es war kein Mensch, mit dem sie Wiedersehen gefeiert hat. Einem Berg ist sie gerührt in die Arme gefallen: dem Obersalzberg. Jenem unseligen „Wallfahrtsort“, auf dem Hitler und Göring einst ihre privaten Residenzen errichtet hatten. Die Villen wurden längst gesprengt. Aber man hat vergessen, meterhohe Drahtverhaue um sie zu ziehen. Bauten jene, die dies vergaßen, auf die Vernunft der Menschen oder spekulierten sie bereits heimlich auf Geschäft, Verdienst und Rummel?

Der Rummel treibt dort wieder Blüten. Er sieht anders aus als 1935. Ich war als Kind dort oben, mitgenommen von einer verblendeten Verwandten. „Er soll dich segnen, damit es dir gut geht im Leben“, hatte sie gesagt. Er – das war Hitler. Ich stand neben Hunderten von Menschen in einer Schlange vor Hitlers Berghof, vom Morgengrauen an, vier Stunden lang. Die Erregung in der Schlange steigerte sich zur Hysterie, als Hitler erschien. Frauen brachen schluchzend in die Knie, umklammerten des „Führers“ Füße, sie reichten ihm ihre Säuglinge, damit er die Hand auf die Kinderköpfe lege. Er lächelte und tat es. Nachdem er mir die Hand gegeben hatte, rissen mich wildfremde Menschen, taumelnd vor Verzückung, in ihre Arme: „Er hat sie gesegnet.“ Ich hatte Angst und wußte nicht warum. Heute, 25 Jahre später, agieren da oben andere Führer. Fremdenführer. Sie zeigen den in Scharen herbeieilenden Touristen die Ruinen der einstigen Prachtbauten. Sie erzählen Anekdoten aus dem Leben der braunen Machthaber. In Andenkenläden kann man Hitlers unzerstörten Berghof per Postkarte kaufen oder sich sein Heimkino als Schal um den Hals binden.

Postkarten und Schals gehen gut... Sammler klaben Steine aus den Ruinen zusammen. Souvenir, Souvenir. Auch Ausländer tun dies übrigens. Die Kreuze von gefallenen Siebzehnjährigen in unmittelbarer Nähe stehen nicht auf dem Programm der Fremdenführer. Sie werden nicht gezeigt. An ihnen laufen oder fahren die Touristen singend und ferienstimmig vorbei. Bis zu 50 Autobusse stehen während der Saison stündlich auf dem Parkplatz Obersalzberg. Der Berghof ist als Ferienattraktion „eingepflanzt“. Die gespenstischen Reste des „Heiligen Berges Deutscher Nation“ haben sich als munter fließende Geldquelle erwiesen.

„Es ist unklug, wegen des Auslandes“, räumte ein vorsichtiger Mann bei einer Unterhaltung darüber ein. Ich meine: Es ist eine Schande unsertwegen. Um das zu fühlen, brauchen wir das Ausland nicht. Wobei ich am Rande bemerken möchte: Als mich ein emigrierter deutscher Jude dieser Tage während seines ersten Besuches in der ehemaligen Heimat auf das Thema Obersalzberg hin ansprach und geradezu flehend sagte: „Bitte, das kann doch nicht wahr sein!“, da habe ich mich in Grund und Boden geschämt. Es darf nicht wahr sein, aber es ist wahr. Wer denn dafür zuständig sei, wollte der Mann wissen. Ich konnte ihm nicht antworten.

Aber wir haben zu fragen: Wer ist für den Obersalzberg zuständig? Wir haben den Drahtverhau, den man, aus mißverständlicher Toleranz oder wegen der Geschäfte, zu ziehen vergaß, zu fordern. Wir verlangen: Hört auf, auch dort Geld zu scheffeln, Kapital zu schlagen aus den gespenstischen Trümmern einer Diktatur, die ein ganzes Volk in ein bis zum heutigen Tage nicht überwundenes Elend gestürzt hat. Wir verlangen: Schluß mit dem Obersalzberg-Rummel!

Lilo Weinsheimer

schulen gibt es ja keinen Turnunterricht oder Sportstunden. Und in den Sport- und Turnvereinen fehlen sehr viel Jugendliche.

Hochachtungsvoll!
Wilhelm Schmidt
Wermelskirchen

Lieber Freund!

Mr. Simpson, der im Auftrag der britischen Regierung Informationen über die Jugendarbeit in der Bundesrepublik einholte – ich fuhr mit ihm durch Württemberg-Baden –, ist von Ihrer Zeitschrift hellauf begeistert. Er bezeichnete „aufwärts“ als die beste Jugendzeitschrift, die er zu Gesicht bekam. Sie würden ihm eine große Freude machen, wenn Sie ihm laufend ein Exemplar zusenden ließen.

Mit freundlichen Grüßen!
Ihr W. Sch.

Sehr geehrte Redaktion!

Als ein eifriger Leser Ihres „aufwärts“ möchte ich nicht versäumen, Ihnen gegenüber meine Hochachtung für die oft großartige Bildgestaltung in Ihrer Zeitschrift auszusprechen. Leider sind Ihnen in der Julinummer gleich zwei Bildfehler unterlaufen. Als Kenner der chinesischen Schrift war es mir leider nicht möglich, den religiösen Spruch des Kaisers Tai-Tsung auf Seite 20 zu lesen, da er spiegelverkehrt abgedruckt wurde. Auf Seite 22 sind die Zeichen für das Wort „Film“ zwar richtig, aber zur horizontalen deutschen Unterschrift stehen die Zeichen auf dem Kopf. 影片 (Ying-piän = Film). Vorsicht vor asiatischen Schriftzeichen! Sie gehorchen nicht so ohne weiteres den logischen Folgerungen eines westlichen Schriftbildes.

Mit freundlichen Grüßen

齐治维

Qiao Thi Wei

Gute Illustrierte

„aufwärts“ – Illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen.“ So nennt sich diese Zeitung. Es ist eine Illustrierte im besten Sinne. Schon beim ersten Durchblättern fällt sofort ihr modernes „Gesicht“ auf. Ich meine die Art, wie die Fotos in die Artikel gesetzt sind, und Artikel und Fotos wiederum über die Seiten verteilt wurden. (Man arbeitet sogar mit dem freien Raum, das ergibt eine ganz besondere Wirkung.) Breite blaue Streifen heben einige Titel, Texte und Bildunterschriften hervor und bilden den Blickfang. Soweit das Äußerliche. Jetzt der Inhalt. Beispiel Heft 3, März 1960. Titelbild: Ausschnitt aus einem Wandteppich – sehr ungewöhnlich für eine Illustrierte. Erste Seite: zwei politische Artikel. Dann „Dortmund – Stadt der Jugendheime“, eine Reportage. Mehrere Kurzgeschichten, dann wieder eine Reportage. „Stahlwerke – und was sonst?“ Ein Bericht aus Indien, Sportseite: „Die schönsten Siege!“ Nächste Seiten: „Gesang der Welt“, Aufnahmen eines modernen Wandteppichs. – Porträt eines jungen Schriftstellers: Heinz von Cramer. – Zwei spanische Gedichte. – „Auch sie gehören zu uns“, ein interessanter Artikel über die „Gestrauchelten“. Die Filmseite füllt hier „Der Jugendrichter“. Das ist zwar noch nicht alles, aber ich glaube, es genügt, um zu zeigen, wie vielseitig und anspruchsvoll „aufwärts“ ist. Hinzu kommt noch die frische Art, in der die Artikel geschrieben sind. Und dazwischen immer wieder Fotos – ausgezeichnete Fotos. Und nirgendwo ein Inserat! (Das ist eine Wohltat!) Es bedarf wohl der Rückendeckung durch eine große Organisation, um eine Illustrierte ohne Soraya, Kriegsberichterfortsetzungsroman und Reklame, wo nur irgend Platz ist, herauszubringen. Natürlich steht auch etwas aus der Arbeit der Gewerkschaften darin zu lesen, aber das tritt sehr zurück zwischen den allgemeinen Themen. Wirklich, eine ausgezeichnete Illustrierte!

„Hamburger Jugendbrief“



Sexuelle Ausbeutung — eine Schande unserer Zeit

Erschüttert registrierte die Berliner Öffentlichkeit die Niederkunft eines eben dreizehnjährigen Mädchens als jüngste Mutter der Bundesrepublik.

Gleichzeitig wird bekannt, daß sich die Zahl der Kindermütter erschreckend vermehrte. Im vergangenen Jahr wurde bereits jedes zehnte uneheliche Kind von einem Teenager im Volks- oder Berufsschulalter geboren!

Das unglückliche Berliner Schulmädchen, das statt seiner Puppe ein Baby im Arm hält, wurde in ein Erziehungsheim gebracht. Dort kam es in eine besondere Abteilung mit zahlreichen Leidensgefährtinnen. Lauter Mütter im Kindesalter, die teils verzweifelt, mitunter aber auch vollhingabe das arme Wurm betreuen, das sie ins Leben setzten.

Man weiß nicht, wen man mehr bedauern will: die jäh aus ihren Teenagerträumen gestoßenen Jugendlichen, ihre einem schweren Dasein entgegenwachsenden Babys, oder die ratlosen Erzieherinnen, die viel zu spät Versäumtes nachholen sollen.

Solche Spezialabteilungen, über die man bei der Fürsorge nicht gerne spricht, sind heute vielen Mädchenanstalten angeschlossen. Ja, in den letzten Jahren wurde das Kind ohne Vater zu einem Hauptgrund für die Verhängung der Fürsorgeerziehung durch die Vormundschaftsrichter.

Die Statistik berichtet ein unaufhaltsames und im letzten Jahr alarmierend gewordenen Anwachsen der Geburten noch berufs- oder gar volksschulpflichtiger Minderjähriger. In den letzten zwölf Monaten wurden nicht weniger als rund zehntausend Teenager-Mütter registriert!

Neben der Dreizehnjährigen verzeichnet die traurige Bilanz etwa fünfzig Vierzehnjährige, etwa zweihundert Fünfzehnjährige, etwa achthundert Sechzehnjährige und etwa zweieinhalbtausend Siebzehnjährige. Den Rest stellen achtzehnjährige Mädchen.

Geschlossene Abteilung

Im Erziehungsheim ist die Station, wo Kinder Kinder gebären, für die Öffentlichkeit verschlossen. Aus pädagogischen Gründen sind hier Besucher unerwünscht. Doch die Akten dürfen wir sehen. Aus der traurigen Fülle seien zwei typische Fälle herausgegriffen.

Da ist Lori K., jüngstes Kind einer ländlichen Hilfsarbeiterfamilie. Die Mutter, eine tüchtige Frau, hat schon sechs Kinder klaglos erzogen. Für das siebente, den Nachkömmling, reichte die Kraft nicht mehr aus. Zudem starb der Vater, als das Kind aus den Windeln kam.

Auf Putzstellen beschäftigt und von Alterskrankheiten geplagt, hat die Mutter wenig Zeit für Lori. Sie atmet auf, als die Tochter endlich aus der Schule kommt und auf eigenen Füßen stehen kann — wie sie meint. Im Nachbarort findet sich eine gut bezahlte Stelle als jugendliche Hausgehilfin. In einer Gastwirtschaft!

Minderjährige dürfen nicht bedienen, und Lori ist nur für die Küche engagiert. Aber natürlich erstellt sich doch die Beziehung zu den jungen Burschen, die abends an der Theke stehen. Wie zahlreiche ihrer Altersgefährtinnen ist Lori körperlich stark entwickelt, geistig jedoch um Jahre zurück. Plötzlich vom anderen Geschlecht beachtet zu werden, schmeichelt ihrer Eitelkeit. Dabei kontrolliert niemand den Umgang der Vierzehnjährigen. Niemand fragt danach, ob sie wirklich schlafen geht, wenn sie gute Nacht sagt. Die Chefin gehört zu jenen, die nur an der Arbeit interessiert sind. Daß Lori „wie eine Alte“ schafft, genügt ihr. Nicht einmal gelegentlich schaut sie in die Dachkammer des Kindes.

Einen Sonntag im Monat besucht Lori die Mutter. Die freut sich über die Mitbringsel und daß sich die Tochter so rausmacht. Vom ersten Lohn hat diese ein Tanzkleid gekauft, und es dauert nicht lange, bis sie sich auf den Wochenendvergnügen der Umgegend zu Hause fühlt. Das Jugendschutzgesetz nimmt man hier draußen nicht so genau. Und warum soll sie nicht schon für sechzehn durchgehen?

Viel wichtiger auch als das Tanzen ist Lori die Heimbegleitung. Sie hat keinen Freund, sondern Freunde. Das Aschenputtel genießt es, plötzlich für die Burschen interessant zu sein. Und auch hier macht sie sich erfolgreich älter.

Ihr Bekanntenkreis wird so groß, daß ein Kindesvater nicht auszumachen ist, als endlich der lange verheimlichte Zustand der nun Fünfzehnjährigen offenbar wird. Von der mitschuldigen Arbeitgeberin fristlos entlassen, von der verständnislosen Mutter verjagt, findet das Mädchen seine Ruhe schließlich im Erziehungsheim.

Die andere Seite

Ganz anders der Fall, der wenige Tage nach Lori „eingeliefert“ wird.

Karin ist eine Sechzehnjährige aus der Stadt. Der Vater, höherer Beamter und seit Jahresfrist nach auswärts versetzt, glaubte seine Tochter bei der Mutter in guter Hut. Doch die hatte andere Sorgen.

Die Mutter möchte noch einmal „leben“. Deshalb bemüht sie sich, alles wiederzugewinnen, was die Familie früher besaß. Die gesellschaftliche Stellung ist ihr besonders wichtig. Zwei Söhne studieren auf auswärtigen Universitäten. Für die Bedürfnisse der Tochter bleibt nicht viel übrig.

Karin ist darum von der Oberschule abgegangen. Als Volontärin in einem eleganten Modegeschäft erhält sie hundert Mark Taschengeld. Aber davon kann sie ihre Auslagen nicht bestreiten. Der Lebensstil eines gepflegten Teenagers kostet Geld!

Wieviel, sieht Karin täglich an ihrem Arbeitsplatz. Auch sie möchte „leben“. Möchte die Herrlichkeiten, die täglich im Geschäft hereinkommen, selbst tragen. Möchte gut aussehen als Gast der Parties, die besser situierte Freundinnen fortlaufend geben.

Aber außer den hundert Mark Taschengeld, die sie behalten darf, kann Karin daheim nichts bekommen. Die gibt sie, was die Mutter nicht weiß, allein für Schuhwerk und Strümpfe aus!

Als Retter in finanzieller Bedrängnis bietet sich ein Mann an, den Karin als Begleiter einer supereleganten Dame kennengelernt hat, die in ihrem Modosalon ein Modell erwarb. Der forschende Blick des bereits Angegrauten hatte schon beim erstmalig interessiert auf dem großen, hübschen Mädchen gelegen. Später war er dann mehrfach alleine gekommen, um sich bei kleinen Einkäufen von Karin bedienen zu lassen. Bis er ihr ein Billett zusteckte, das sie zum Essen in ein luxuriöses Lokal einlud.

Karin hatte nicht nein gesagt. Seine weißen Schläfen fand sie nicht störend. Ein interessanter Mann, dachte sie, der mich als Dame wertet!

Sie erfuhr, daß er Ausländer war, in glänzenden Verhältnissen lebte und häufig in der Stadt zu tun hatte. Sie trafen sich regelmäßig. Und immer brachte er etwas Hübsches mit. „Ein wirklicher Kavalier!“ meinte Karin.

Sie glaubte ihm auch, als er von einer gemeinsamen Zukunft sprach. Doch als ihn das Mädchen gebraucht hätte, war er verschwunden. —

Zwei Fälle von zehntausend im Jahr. Grundverschiedene Schicksale — und dennoch typisch für die immer größeren Gefahren, denen sich heute junge Mädchen in allen sozialen Schichten gegenübersehen!

W.

„Aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bundesverlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „Aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: M. DuMont Schauberg, Köln.



Jugend – Arbeitstagung Gewerkschaft **LEDER**

Ein Drittel der Mitglieder in der IG Leder sind junge Menschen unter einundzwanzig Jahren. Davon trafen sich vierzig Jungen und zwanzig Mädchen als Delegierte zu einer Arbeitstagung in der durch den Krieg so sehr zerstörten alten Kulturstadt Darmstadt, die in moderner Form wieder entstanden ist. Die Stadtverwaltung brachte der Jugend ihre Grüße und wünschte der Tagung guten Erfolg. Der Hauptvorstand der Gewerkschaft war vollzählig erschienen, nicht weil er die Jugend davon abhalten wollte, über die Stränge zu schlagen, sondern weil die behandelten Probleme die ganze Gewerkschaft betrafen.

Der neue Jugendsekretär, Hindrich Oetjen, sprach über das vom Bundestag verabschiedete Jugendarbeitsschutzgesetz, das einige Verbesserungen gegenüber dem Gesetz von 1938 gebracht hat, aber in der Frage der Arbeitszeit, des Gesundheitsschutzes und der Kinderarbeit noch entscheidende Wünsche offen läßt. Oetjen wies darauf hin, daß es jetzt darauf ankomme, dem Gesetz in den Betrieben Wirklichkeit zu verschaffen. Hier liege für lange Zeit die Hauptaufgabe.

Der Vorsitzende der Gewerkschaft, Adolf Mirkes, wies darauf hin, daß es zwischen den jungen und alten Gewerkschaftern keine Gegensätze gebe. Mehr und mehr käme es darauf an, einen tatkräftigen jungen Vertrauensmännerkörper in den Betrieben zu schaffen.

Felix Kempf vom Jugendsekretariat des DGB in Düsseldorf gab ein umfassendes Bild des jungen Menschen im Betrieb. Ihn richtig und ständig zu betreuen, sei eine der Hauptaufgaben der Betriebsjugendvertreter und Vertrauensleute im Betrieb. Mit dem Erwerb der Mitgliedschaft sei die Aufgabe nicht erfüllt, die

jungen Menschen müßten den Eindruck bekommen, daß sie mit jeder Bedrängnis an ihre Kollegen herantreten können. Mehr und mehr müsse in den Betrieben das Profitinteresse zurücktreten, wenn es um den Schutz des jungen Menschen gehe. Es dürfe nicht vorkommen, daß junge Gewerkschafter nichts vom Betriebsjugendvertreter wissen. Die Betriebsräte müßten ihrer Verpflichtung auf Überwachung der Ausbildung mehr als bisher nachkommen. Auf keinen Fall dürfe, wie das mancherorts vorkomme, durch den Betriebsrat und die Unternehmer die Arbeit der Jugendvertreter eingeschränkt werden.

Zahlreich waren die Diskussionsredner, die kein Blatt vor den Mund nahmen und auf Mißstände in den Betrieben aufmerksam machten. Ein junger Betriebsrat, der seinen großen Betrieb vollzählig in der Gewerkschaft hat, berichtete von seiner Arbeit. In diesem Betrieb ist es denn auch so, daß der neu eintretende junge Mensch sofort die Betreuung durch die Gewerkschaften spürt.

Es war eine ernste Arbeitstagung, die an zwei Tagen durchgeführt wurde. Um so fröhlicher ging es am Abend zu, als die Musik zum Tanz aufspielte. Da ging es nicht „ledern“ zu. Es herrschte Frohsinn. Und der Vorstand machte mit. Wo kämen wir auch hin, wenn das Lachen aus der Welt käme, es muß ja sowieso mehr Lachen in die Welt. Mehr Freude und Gerechtigkeit in die sozialen Verhältnisse. Und mehr Verständnis zwischen jungen und alten Kollegen. Und mehr noch als bisher Betreuung des jungen Menschen, der vertrauensvoll in unsere Reihen kommt und unter keinen Umständen enttäuscht werden darf. Folgende Entschliebung wurde einstimmig angenommen:

Die Delegierten begrüßen, daß wesentliche Verbesserungen gegenüber dem Gesetz von 1938 vorgenommen wurden. Außerdem wird begrüßt, daß auch durch den Bundesrat Verbesserungen des Gesetzes erfolgt sind.

Mit Entschiedenheit protestieren jedoch die auf der Jugendarbeitstagung anwesenden Jugendleiter und Jugendvertreter gegen die im Gesetz festgelegte Arbeitszeit von 44 Stunden pro Woche für Jugendliche über 16 Jahre. Eine einheitliche vierzigstündige Arbeitszeit wird nach wie vor gefordert. Die jetzige gesetzliche Festlegung ist um so unverständlicher, als in einigen Industriezweigen tariflich schon weniger als 44 Stunden vereinbart sind. Darüber hinaus ist schon die Vierzigstundenwoche tariflich festgelegt worden.

Die Jugendarbeitstagung begrüßt die Forderungen der Gewerkschaft Leder auf Einführung der Vierzigstundenwoche und Anhebung der Jugendlöhne in der Lederwirtschaft.

Weiterhin protestieren die Tagungsteilnehmer gegen die festgelegte Kinderarbeit in Form von „gelegentlichen Hilfeleistungen“ und gegen die nicht den internationalen Abkommen entsprechenden Gesundheitsuntersuchungen. Eine bessere Gesundheitsüberwachung wird dringend gefordert.

Die Jugendarbeitstagung der Gewerkschaft Leder in Darmstadt fordert schnellstmöglich eine Novelle zum Gesetz, in der den Forderungen der arbeitenden Jugend Rechnung getragen werden. Wir fordern desgleichen im gesamten Bundesgebiet einen zusätzlichen vierzehntägigen Urlaub für alle in der Jugendarbeit tätigen Jugendleiter, die an Lehrgängen, Lagern und Erholungsmaßnahmen der Verbände teilnehmen.



Der „Leder“-Boß



„Ich meine ...“

Fotos: Udo Hoffmann

„Und dann mußt du beachten ...“



„Ich habe festgestellt ...“

„Da muß man mehr tun!“





„Gut hat er gesprochen . . .“



„Bei uns im Betrieb ist das so . . .“

Am Abend ging es wirklich nicht „ledern“ zu



„Ich bin Betriebsrat . . .“

„Natürlich will ich tanzen“



IHR
GRUSS
HILFT
EINEM
KINDE



UNICEF

Weltkinderhilfswerk der
Vereinten Nationen



Schneewittchen



Der Jade-Pantoffel



Die Geschichte der Grußkarte

Bereits die Römer benutzten Tontafeln mit der Inschrift „Viel Glück im neuen Jahr“. Mit Ausgang der Renaissance entstanden die berühmten, handgemalten Kupferstiche und Holzschnitte, die sogenannten Andachtsbilder in Deutschland. Später wurden die reizenden Besuchskarten in Frankreich und Österreich populär, bis schließlich Mitte des vorigen Jahrhunderts die Herstellung von Grußkarten in größerem Umfang in England aufgenommen wurde.

Heutzutage werden mehr Grußkarten verkauft als es Menschen auf der Erde gibt. Künstler und Motive haben gewechselt, aber die Karten sind noch immer ein Ausdruck warmer und herzlicher Gefühle wie zu den Zeiten der Römer.

Seit Jahren sind in vielen Ländern der Welt die UNICEF-Grußkarten ein Begriff geworden. Ihre Entstehung verdanken sie einem Zufall.

Ein kleines Dorf in der Tschechoslowakei war schwer vom Kriege heimgesucht worden. Eine lang anhaltende Dürre hatte die Ernte vernichtet, und die Kinder litten unter Krankheit und Hunger. Zu ihnen gehörte auch Jitka Samkowa.

Eines Tages brachte ein Lastkraftwagen Milch, ausreichend für alle Kinder, sowie andere Lebensmittel, Medikamente und hygienische Ausrüstung. Diese Lieferung stammte aus einem UNICEF-Hilfsprogramm für bedürftige Kinder in den vom Kriege verwüsteten Ländern. Die Hungrigen konnten mit Nahrung versorgt, Kranke und werdende Mütter behandelt werden. Alle Kinder wurden auf Tuberkulose untersucht und erhielten zum Teil vorbeugende Impfungen.

Eines Tages schlugen die Schulkinder ihrem Lehrer vor, Zeichnungen anzufertigen, um UNICEF ihren Dank auszusprechen. Sie malten auf Glas, da es kein Papier gab. Unter den Schülerinnen, deren Arbeit ausgewählt wurde, befand sich auch Jitka Samkowa. Sie hatte ein Bild gemalt, das eine Gruppe glücklicher

cher Kinder zeigt, die im Sonnenschein unter einem Maibaum tanzen.

Jitkas Arbeit wurde in Prag zur Illustration eines Plakates aussersehen, das an allen UNICEF-Ausgabestellen in der CSR angebracht wurde. 1949 fand ihre Zeichnung als erste UNICEF-Grußkarte Verwendung. Es blieb die einzige Karte, die von einem Kind stammt.

Seit dem Jahre 1949 haben Künstler von Rang und Namen aus den verschiedensten Teilen der Welt ihre Zeichnungen für UNICEF-Grußkarten zur Verfügung gestellt, u. a. Matisse, Duffy, Erni, Steinberg, Bemelmans, Miro, Chagall ...

Durch die Vielseitigkeit und die Verschiedenheit in der Ausführung gewinnen Menschen in 86 Ländern dieser Erde jedes Jahr einen Einblick in ferne Kulturen und neue Darstellungsformen in der Kunst. Dadurch erhalten die UNICEF-Grußkarten nicht nur einen erzieherischen Wert, sondern dienen auch dem besseren Verständnis unter den Völkern.

Ihr Gruß hat einem Kinde geholfen

Nach Berichten von 72 Ländern aus aller Welt, die sich an dem Verkauf der UNICEF-Grußkarten beteiligt haben, sind im Jahre 1959 mehr als 14 Millionen Karten verkauft worden. Für die Arbeit des Weltkinderhilfswerks der Vereinten Nationen (UNICEF) konnte aus dieser Aktion ein Beitrag in Höhe von 750000 Dollar zur Verfügung gestellt werden.

Der Verwaltungsausschuß der UNICEF, in dem 30 Nationen vertreten sind, der vom 14. bis 16. März 1960 in New York tagt, um neue und weiterhin durchzuführende Projekte für Länder, die die Hilfe der UNICEF erbeten haben, zu beraten. Im Rahmen dieser Projekte können aus dem Erlös des Kartenverkaufes nachstehende Vorhaben finanziert werden:

Ein Lehrbetrieb für den Iran als Ausbildungszentrum zur Weiterentwicklung der Milch verarbeitenden Industrie.

Maschinen und Ausrüstung für die Herstellung von Impfstoff gegen Windpocken – Gefrier-Trocken-Verfahren – für Indien und Indonesien, um die Impfung auch in den entlegensten ländlichen Bezirken durchführen zu können in der Hoffnung, die Windpocken in diesen Ländern auszurotten.

Maschinen und Ausrüstung für Indien für die Herstellung eigenen Impfstoffes zur Bekämpfung des Keuchhustens, Starrkrampfes und der Diphtherie.

Ausrüstung, Labormaterial und Transport für ein Fünf-Jahres-Versuchsprojekt zur Kontrolle der Bilharzie (eine gefährliche

Seuche, hervorgerufen durch Parasiten, die die physische und geistige Entwicklung der Kinder beeinflußt) für die Vereinigte Arabische Republik (Ägypten).

Transport, Ausrüstung, Impfstoff und Tuberkulin für ein Tuberkulose-Bekämpfungsprogramm in Pakistan, wo die Tuberkulose die Volksgesundheit ernstlich bedroht.

Medikamente und Ausrüstung für die Erweiterung eines bereits bestehenden Projektes für die Kontrolle des Trachom in Indien – eine Augenkrankheit, die zur Blindheit führt – und eines ähnlichen Projektes in Indonesien für die Kontrolle der Lepra. Lehr- und Ausbildungsmaterial und Transport für Tanganjika für die Erweiterung eines Regierungsprogrammes zur Unterrichtung der Frauen in Fragen der Familien- und Heimgestaltung auf Gemeindeebene.

Ausbildungsmaterial und Transport für den nördlichen Teil der Föderation von Nigeria zur Unterstützung der Ausbildung von Gemeindefürsorgern, Experten für Gesundheitsfragen und Gesundheitserziehung der Bevölkerung.

Grundausrüstung in Medikamenten, Seife, Vitamine, Instrumente und Transport für Burma zur Weiterführung des Regierungsprogrammes, das das Ziel hat, den Grundstein für einen dauernden Gesundheitsdienst zu legen.

Geräte und Ausstattung für Gemüsegärten, Ausrüstung für Geflügel- und Kleintierzucht sowie für Ausbildungszwecke und Transport zur Unterstützung Brasiliens in seinen Bemühungen, die Ernährung der Kinder durch Unterrichtung auf diesem Gebiet zu verbessern.

Ausbildungsmaterial und Lehrmittel, Stipendien für Ausbilder und Lehrer, Ausrüstung für Kindergärten und Familienklubs, Motorfahrzeuge für Inspektionsreisen zur Unterstützung der Bemühungen Ugandas, die Betreuung der Kinder im Rahmen einer ausgedehnten Aktion für die Verbesserung der Sozialfürsorge zu verstärken.

Lehrmittel und Übersetzungsdienste; Stipendien für Studenten und Gehälter für Lehrer zur Förderung des Regierungsprogrammes für Sozialfürsorge in der Türkei.

Diese Beispiele geben nur einen kleinen Überblick über die Hilfe, die UNICEF Ländern gibt, die bessere Lebensbedingungen für die Zukunft ihrer Bürger schaffen wollen, und beweisen, daß das Schlagwort der UNICEF „Ihr Gruß hilft einem Kinde“ nicht nur eine sofortige Hilfe für ein Kind irgendwo in der Welt bedeutet, sondern gleichfalls die Bemühungen der Regierungen unterstützt, die sich für das Wohlergehen der Kinder in den Entwicklungsländern der Welt einsetzen.

Auch in der Bundesrepublik Deutschland und Berlin ist, dank des Verständnisses der deutschen Öffentlichkeit für die segensreiche Arbeit der UNICEF, die Aktion „Ihr Gruß hilft einem Kinde“ sehr erfolgreich verlaufen. Das Deutsche Komitee für UNICEF und seine Arbeitsgruppen konnten den Verkauf der UNICEF-Grußkarten um mehr als 70 v. H. steigern.



Die Legende von St. Nikolaus



Das häßliche Entlein



Die Legende von Ramayana



Verkaufsstand der Gewerkschaftsjugend in Hameln 1959

Eine Schachtel mit 10 farbigen Karten und Umschlägen kostet DM 4.—

Und was kann die Gewerkschaftsjugend tun?

Kollege Hinrich Oetjen schrieb uns im Februar: „Die farbigen Postkarten, die das Weltkinderhilfswerk jedes Jahr zur Unterstützung seiner segensreichen Arbeit herausgibt, sind auch in unseren Jugendgruppen angeboten und gekauft worden. Jugendlichen in Hameln aber war das zu wenig, sie meinten, man müsse mehr tun. Gesagt – getan. An einer belebten Geschäftsstraße in Hameln wurde ein Kiosk aufgestellt, den ein Betrieb aus Hameln zur Verfügung stellte. Die Stadtverwaltung genehmigte die kostenlose Aufstellung des Kiosk, und die Regierung erteilte eine Sammelgenehmigung. Zwei Wochen haben dann unsere Jugendlichen aus den Gewerkschaften bei Wind und Wetter die Karten der UNICEF angeboten und fast tausend Stück verkauft.“

Gewiß war unsere Aktion nur klein und nicht weltbewegend. Aber vielleicht macht sie im nächsten Jahr Schule. Wir hoffen es!“

Nun ist es wieder soweit. Hameln war ein Anfang. Aber wie wäre es, wenn in diesem Jahr ein Wettbewerb der Gruppen der Gewerkschaftsjugend einsetzte. Es braucht gewiß kein feudaler Kiosk zu sein. Größere Gruppen könnten sogar selbst einen herstellen, der auch bei anderen Gelegenheiten gebraucht werden könnte. Es ist wohl kaum vorzustellen, daß die örtlichen Gewerkschaften und Jugendämter einer solchen Aktion ihre Hilfe versagen würden. Wenn die Gruppen sich entschließen könnten, so wäre für die Vorbereitungen solcher Aktionen noch genügend Zeit, um den Verkaufsstand zu besorgen und die Formalitäten zu erledigen. Anfang Dezember könnte dann der Verkauf beginnen. Die Karten und Plakate können in Kommission bezogen werden von: Deutscher Komitee für UNICEF, Köln, Mohrenstraße 6; Telefon 218174. Nicht verkaufte Karten werden zurückgenommen

Viel Freude bei der segensreichen Arbeit und hoffentlich einen großen Erfolg wünscht die Redaktion „aufwärts“ die gern über eure Erfahrungen berichten wird.

Klatsch oder Zivilcourage?

Ein mutiges Wort zur rechten Zeit fordert Waldemar Kelberg



Reisebüro! Drehscheibe des Fernwehs, der Reiselust, der Erwartung und der Erfüllung zugleich. Alle Sprachen der Welt schwirren durcheinander. An den Wänden Plakate mit blauen Küsten und schneebedeckten Bergen, Fahrpläne mit fremden Namen, dazu das Orchester der summenden Telefone, der halblauten Zurufe oder der mahnenden Stimmen der Reiseleiter, wenn die Busse abfahrtsbereit vor der unruhigen Windfangtür stehen. Unter den geschäftigen Akteuren der Lehrling Ulrich Hansen, er errechnet gerade für einen ungeduldigen Kunden einen Fahrpreis.

Für den Reisebüro-Lehrling Ulrich Hansen ist dieses die große Welt, er kennt die Zielpunkte aus den Fahrplänen, Prospekten und Karten, er tut gerne so, als sei er überall schon einmal gewesen. Deshalb ist er noch längst kein Angeber...

An diesem Tag war der großgewachsene Ulrich nicht ganz bei der Sache. Wenn es am Vorabend beim Englisch-Kursus im Volksbildungsheim auch etwas spät geworden war, so hatte die Unruhe einen ganz anderen Grund. Die Gedanken kreisten nämlich um den Fahrer der Jugoslawien-Tour, den „Willy“, wie sie ihn alle schlicht im Büro nannten. Willy war ein alter Fuchs am Steuer, und alle hatten großes Vertrauen zu ihm, wenn er „auf dem Bock“ saß, und er meisterte die schwierigsten Routen. Aber etwas stimmte bei Willy nicht mehr. Wenn er in der letzten Zeit beim Morgengrauen ins Büro kam, sah er immer recht müde und abgespannt aus, so, als hätte er schon die ganze Nacht durchgefahren. Und an diesem Tag war es ihm herausgerutscht: Er hatte in der letzten Nacht heimlich eine Überführungsfahrt mit einem anderen Bus aus Süddeutschland für eine andere Firma übernommen. „Kleine Gefälligkeiten“, hatte Willy abwinkend gesagt. Diese „Gefälligkeiten“ schienen bei dem alten Fahrer in der letzten Zeit aber sehr häufig zu sein. Er ließ sich dann meistens einen besonders starken Kaffee kochen, bevor er mit dem planmäßigen Bus wieder auf die Reise ging. An diesem Tag hatte ihn Ulrich Hansen sogar dabei erwischt, wie er in der kleinen Teeküche eingeschlafen war. Darüber sprach Ulrich in der Mittagspause mit dem Kollegen vom Devisenschalter.

„Laß doch den Willy sich ein paar Pfennige nebenbei verdienen“, hatte der Kollege fast drohend gesagt und noch hinzugefügt: „Wehe, wenn du Hänfling etwas davon dem Chef erzählt. Willy hat immer etwas für uns, er tut uns auch manchen Gefallen, und wenn er nur ein paar ausländische Zigaretten mitbringt, verstehst du?“

Ulrich wollte noch einwenden, daß doch leicht etwas passieren kann. Man habe doch schon so oft von Unfällen gelesen, die durch übermüdete Fahrer verursacht worden sind. Aber der drohende Blick des Kollegen ließ ihn lieber schweigen... Im Innern war der Junge mit dem Problem noch nicht fertig. Auf der einen Seite sah er in Gedanken das schreckliche Bild eines zertrümmerten Autobusses, auf der anderen Seite ahnte er, wie schnell ihn die Kollegen als „Petzer“, „Tratschweib“, „Klatschliese“ oder „Anbringer“ beschimpfen würden. Das würde ein schweres Leben im Büro werden. Aber es mußte doch etwas geschehen, bevor es zu spät war. Ob er mal mit Willy selbst unter vier Augen sprechen sollte? Aber der würde ihn höchstens auslachen und ihm sicherlich erzählen, daß er schon im Krieg Tage und Nächte hindurch ohne Schlaf gefahren ist, daß er Erfahrung habe. Dann kam in Ulrich wieder der Hanswurst hoch. Er dachte, wenn sie den Willy rauschmeißen, wird er woanders wieder eine Stelle bekommen und wieder „kleine Gefälligkeiten“ übernehmen, um sich ein paar Pfennige dazu zu verdienen. Aber was würde aus dem Reisebüro-Lehrling Hansen? Konnte er sich als blutjunger Anfänger den Gang zum Chef leisten? Oder sollte er einen anonymen Brief schreiben? Ulrich war es ganz dumpf im Kopf vor lauter Fragezeichen. (Gab es keinen Betriebsrat? Red.)

Am Abend dieses Tages nickte Vater Hansen bedenklich mit dem Kopf, als er die Geschichte hörte. Er war selbst als Meister in einer großen Autoreparaturwerkstatt beschäftigt. Er kannte die Gefahren zu gut. Aber was sollte er seinem Jungen raten? „Geh hin!“ sagte schließlich der Vater, „wenn der Chef ein

Kerl ist, erfährt niemand etwas davon, daß gerade du geplaudert hast. Hält er aber nicht dicht, dann ist er auch nicht der richtige Lehrherr für dich, dann wollen wir gern einen anderen Arbeitsplatz suchen.“

So geschah es dann auch. Ulrich faßte sich ein Herz. Er mußte dem Chef zufällig eine Akte vorlegen. Der Chef hörte kurz zu und verstand. Er drückte Ulrich die Hand und sagte nur: „Keine Angst, ich werde den Willy schon zufällig selbst erwischen.“ Und bei dem Wörtchen „zufällig“ kniff er verschmitzt ein Auge zu. Willy mußte gehen, ein neuer Fahrer kam, und Ulrich freute sich heimlich morgens an den Abreisetagen, wenn das Gesicht des neuen Fahrers frisch und munter auftauchte. Wenn er den Reisenden eine „Gute Fahrt“ wünschte, war es ihm bedeutend wohler ums Herz... Es ist müßig, hier zu fragen, ob der Reisebüro-Lehrling Ulrich Hansen eine „Klatschtante“ war, oder welche Ausdrücke es noch dafür geben mag. Ulrich hatte sich nicht beliebt machen wollen, er wollte Willy auch nicht „anschwärzen“, er wollte lediglich Unheil verhüten. Aber wie schwer wird es einem oft gemacht? Wie schnell verschwimmen die unterschiedlichen Begriffe von echter Zivilcourage und unnützem und schädlichem Klatsch?

Die Freundinnen

Wer kennt nicht die beiden Freundinnen, die jahrelang gut miteinander waren und zwischen denen es plötzlich zu einem Bruch kommt? Da schwänzt eine Freundin den Abendkurs im Steno, und schnell hat die Kameradin herausgefunden, daß ein Freund daran schuld ist. Und da fehlt nicht mehr viel daran, bis die Eltern oder die Lehrerin Bescheid wissen. Wer hat da wohl getratscht? Natürlich die Freundin. Und warum tat sie es? War sie nur neidisch? Oder wollte sie sich mit der Preisgabe eines Geheimnisses beliebt machen? Oder war sie tatsächlich um die Ausbildung ihrer Mitschülerin und Freundin besorgt? Kurzum: Auch bei solchen Kleinigkeiten bleibt die Frage, ob es nun Klatsch oder Courage war. Nicht jeder hat einen verständnisvollen Vater oder Lehrer, den er befragen kann, wie er sich entscheiden soll. Immer ist die Preisgabe eines Geheimnisses mit einem Risiko verbunden. Man kann Freunde verlieren, man kann sich unbeliebt machen, man kann selbst dabei hereinfallen. Man kann aber auch mißverstanden werden. Und wie kurz ist der Sprung vom gedankenlosen Klatsch zum echten Verrat? Am Begriff des Verrats merkt man besonders, wie ernst dieses Problem genommen werden muß.

Untätige Zuschauer

Hatte jener Gastwirt auf einem Dorf in der Nähe von Groß Gerau keine Zivilcourage, die Polizei zu benachrichtigen, daß sich in seiner Wirtschaft ein gefährlicher Streit anbahnt? Es

war einfach, die Streithähne auf die Straße zu schicken und zu denken: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Aber der Streit, von dem man ahnen mußte, daß er schwere Folgen haben wird, hatte noch mehrere untätige Zuschauer. Der 19jährige Arbeiter Erhard Koj mußte schließlich sein Leben lassen. Seine Gegner, die die Heimatvertriebenen abfällig als „Kartoffelkäfer“ bezeichnet hatten, schlugen den Jungen auf dem Hof der Gastwirtschaft einfach tot, weil dieser sich gegen die üble Nachrede verwahrt hatte. Die Täter waren drei junge Männer im Alter von 23 bis 25 Jahren, die nach der Tat von der Polizei festgenommen wurden. Zu spät, zu spät für ein junges Leben, das Menschen ohne Courage ihrem Schicksal überließen. Die Benachrichtigung der Polizei wäre beileibe kein „Tratsch“ gewesen.

Streitigkeiten

Aber wie war es mit jener tragischen Geschichte, die sich auch gerade in diesen Tagen in einem Betrieb in Unterfranken ereignete? An einem Montag kamen zwei neue Elektroschweißer in die Spätschicht. Ein recht unterschiedliches Paar, wenn man überhaupt von „Paar“ reden konnte. Der eine Arbeiter war vierzig Jahre alt, der andere nur zwanzig Jahre. Von der ersten Minute an war es in dieser Schicht mit dem Arbeitsfrieden vorbei. Denn der ältere Elektroschweißer war nicht so flink und nicht so geschickt wie sein jüngerer Kollege. Und man arbeitete schließlich im Akkord. So konnte es sich der junge Arbeiter leisten, öfters eine Pause einzulegen oder den Arbeitsplatz eher zu verlassen als der ältere Schweißer, eben weil er die ihm aufgetragenen Arbeiten schneller erledigt hatte. Das ließ den älteren Arbeiter nicht ruhen. Schon vom ersten Tage an kam es zu bössartigen Streitigkeiten. Der Vierzigjährige nannte seinen jüngeren Kollegen einen „Faulenzer“ oder ärgerte ihn mit anderen Gemeinheiten. Das haben die anderen Arbeitskollegen am gleichen Arbeitsplatz wohl gesehen und gehört. Aber keiner machte bei der zuständigen Stelle eine Meldung. Wollte niemand „klatschen“ oder „tratschen“? Meinten sie, es sei eine Schande, den älteren Kollegen „anzuschwärzen“? Oder war es ihnen gleichgültig? Auch am Donnerstag beschimpfte der ältere Elektroschweißer wieder seinen jungen Kollegen. Außerdem schüttete er Wasser nach ihm. Das war aber noch nicht alles. Er packte den jungen Arbeiter und würgte ihn sogar. Nichts geschah von den Mitwissern, von den Zeugen aus. Nur der Schichtmeister trennte schließlich die Streithähne. Als der Zwanzigjährige um 23 Uhr nach Hause gehen wollte, weil er mit seiner Arbeit schon fertig war, bekam der ältere, unbesonnene Arbeiter einen Wutanfall. Er hätte nämlich noch eine Stunde länger arbeiten müssen, weil er nicht mitgekommen war. Er rannte dem jungen Menschen nach, schlug ihn und trat schließlich sogar blindlings auf ihn ein. Der



schwer verletzte Junge brach bewußtlos zusammen und – starb im Krankenhaus einen qualvollen Tod. Auch diese traurige Begebenheit ist wirklich vorgekommen und entstammt dem offiziellen Polizeibericht. Die Polizei hat nämlich den Täter festgenommen. Nicht im Polizeibericht stand die Frage: Wem fehlte die notwendige Zivilcourage, bei der Betriebsleitung oder dem Betriebsrat von dem ungleichen Akkordgespann und den immer gefährlicher werdenden Streitigkeiten zu berichten? Man hat die beiden sich selbst überlassen. Auch aus Angst, wegen angeblicher Tratscherei beschimpft oder ausgelacht zu werden? Aber ein junger Mensch mußte sterben...

Wie häufig wird ein Unfrieden am Arbeitsplatz verschwiegen, nur weil jeder glaubt, es sei Klatsch, wenn man damit zum Betriebsrat oder zum Meister geht.

Der Stein

Wie oft kommen solche angebliche Kleinigkeiten vor: Über der Eingangstür einer Berufsschule sitzt ein schwerer Sandstein locker. Die Lastwagen erschüttern das Haus, junge Menschen gehen unter diesem Stein ein und aus. Die Jungen sagen es dem Lehrer, der hat es schon beim Rektor gemeldet. Der Rektor: Habe schon mit dem Stadtschulamt gesprochen. Beamter beim Stadtschulamt: Das Hochbauamt ist zuständig, die Bauaufsicht hält die Geschichte vorläufig für nicht gefährlich, außerdem habe man keine Leute usw. usw. Da setzt sich ein Junge hin und schreibt einen Brief. An den Oberbürgermeister persönlich. Er schreibt von dem schweren Stein, um den sich alle und doch niemand kümmert. Und es dauert keine drei Tage, da ist der Stein frisch verankert und verzementiert. Die ganze Schule staunte, nur der Junge schmunzelte vor sich hin. Er wollte mit seiner Courage nicht angeben, wozu auch? Der Brief, in dem er niemanden beschuldigte, hatte seinen Zweck erfüllt.

Das Gerücht

In der Jugendgruppe war ein dummes Gerücht über Klaus-Peter aufgekommen. Er sollte einem kleinen Bengel für 20 Pfennig eine Zigarette verkauft haben, also für mehr als den doppelten Preis. Beim Ausspracheabend wollte jemand diesen angeblichen Vorfall zur Sprache bringen. Der Gruppenleiter ließ das nicht zu, denn Klaus-Peter fehlte. „Wenn man hinter dem Rücken eines anderen ein Gerücht verbreitet oder darüber spricht, so tratscht er. Wenn er es aber dem Betroffenen ins Gesicht sagt und nach der Wahrheit forscht, dann ist das Courage.“ Und der Gruppenleiter verbesserte sich: „Mein Vater sagt immer Zivilcourage.“

Nebenbei stellte sich Klaus-Peter an einem der nächsten Abende der Gruppe. Es wurde noch viel diskutiert, zumal Klaus-Peter zugab, was im Gerücht behauptet worden war. Dabei lachte er sogar und meinte: „Die zwanzig Pfennig sind schon bei der Fahrtenkasse. Wenn der Steppke heimlich rauchen will, so soll er dafür doppelt büßen, denn er macht sich bestimmt noch in die Hose.“ Wenn man auch nicht so ganz damit einverstanden war, so sahen doch alle ein, daß Klaus-Peter nicht in böser Absicht gehandelt hatte. Hauptsache war, daß in seinem Beisein ein dummes Gerücht geklärt werden konnte. Wer hat nicht schon einmal das dumme Gefühl gehabt, daß man hinter seinem Rücken etwas tuschelt, von dem man nichts weiß? Es ist, als ginge man durch eine dunkle Gasse, in der sich hinter jeder Ecke die Gefahr verstecken kann. Wie kleinlaut sind doch plötzlich die Gesichter der Tuschler und Schwätzer, wenn man ihnen offen entgegentritt. Auch dazu gehört Courage, selbst auf die Gefahr hin, daß wirklich etwas unangenehm Wahres in dem Gerücht steckt. Mit dem Klatsch und dem Tratsch, dem heimlichen Geschwätz und dem Gerücht beginnt der Verdacht, gegen den der Beschuldigte sich nicht verteidigen kann.

Niemals wird immer ganz richtig zu unterscheiden sein, wo die Grenze zwischen Klatsch und Zivilcourage liegt. Was ist, wenn sich der Berufsschüler nicht meldet, der eine Fensterscheibe zerstörte? Die Klasse kann versuchen, ihn zu bekehren, sich doch zu melden. Die Klasse kann aber auch nichts tun und den Täter sich selbst überlassen. Was ist aber, wenn der Lehrer dafür eine Kollektivstrafe verhängt und einen versprochenen Filmabend ausfallen läßt? Soll die ganze Klasse für einen Mitschüler, der sich nicht melden will, büßen? Oder was ist, wenn der Lehrer dadurch zu seiner Lieblingsklasse das Vertrauen verliert? Fragen über Fragen, über die es sich lohnt, zu diskutieren. Es gibt Augenblicke, da müssen Dinge gesagt werden, obwohl man dafür Undank, Ärger, Feindschaft oder Beleidigungen ernten kann, obwohl die Gefahr besteht, später als Tratschweib oder Petzer beschimpft zu werden. Ein mutiges Wort zu rechten Zeit, besonders dann, wenn es gilt, Schaden zu verhüten, wenn es darum geht, ahnungslosen Menschen zu helfen oder sie vor Gefahren zu warnen, wenn berechnete Kritik auf taube Ohren trifft oder wenn ein nachweislicher Schludrian wichtige Akten verstauben läßt. Ein mutiges Wort auch dann, wenn ein nachweislich Unschuldiger zum Schuldigen gestempelt zu werden droht. Zu dieser Courage gehört etwas mehr als ein loses Mundwerk, nämlich eine gewisse Portion Mut und Verantwortungsgefühl...

Illustrationen: Joachim Braatz



„Wir danken unserem Schöpfer!“

Aus „Die Erschaffung der Eva“ von Jean Effel im Rowohlt Verlag, Hamburg. DM 10,80

Die erste Gipfelkonferenz



Chinas Jugend will besser leben

Von John Roderick

Junge Menschen haben die endlosen Parteiforderungen satt

Unter der Jugend der Volksrepublik China macht sich offensichtlich wachsende Unzufriedenheit über die endlosen Anforderungen von Staat und Partei bemerkbar. Ein Teil der jungen Männer und Frauen fordert ein „freieres und angenehmeres Leben“. Aus Briefen an die in Peking erscheinende Zeitschrift „China-Jugend“ geht hervor, daß sich eine beträchtliche Anzahl jugendlicher Gedanken darüber macht, wann endlich der Kampf, die strenge Disziplin und die Anspannungen der marxistischen Revolution zu Ende gehen werden. Sie lassen keinen Zweifel daran, daß sie die versprochenen Errungenschaften der Revolution lieber jetzt genießen würden, als den Rest ihres Lebens in der Plackerei für das Wohlergehen der nächsten Generation zu verbringen.

Der chinesische Parteichef Mao Tse-tung ist der Ansicht, daß die Chinesen – im Gegensatz zu den Sowjets – es sich nicht leisten können, eine gemächlichere Gangart einzuschlagen. Die sowjetische Revolution habe 1917 begonnen, die chinesische erst 1949, und es bleibe noch viel zu tun, so argumentiert er.

Das chinesische Blatt enthüllte die Unruhe in Kreisen der Jugend in einer Spalte unter der Überschrift „Welches ist das ideale Leben für eine revolutionäre Jugend?“ Zur Diskussion gestellt wurde ein Brief von Hsiao Wen, einer jungen Hausfrau aus Hupeh, die der Sehnsucht nach einem „guten Leben“ und ihrer Ungeduld über die kommunistischen Anforderungen an ihr Privatleben Ausdruck gab.

„Ich habe immer eine schöne Hoffnung gehegt“, schreibt die junge Chinesin, die in einem Regierungsamt beschäftigt ist und ein zweijähriges Kind hat. „Entsprechend unserem Fortschritt von Fünfjahresplan zu Fünfjahresplan würde die Produktion immer steigen, Gebrauchsgüter würden immer reicher vorhanden sein, die Gehälter würden erhöht, die Arbeitsstunden verkürzt werden, und das Leben würde sich ohne Unterbrechung bessern. Wenn all das geschieht, wird unsere kleine Familie glücklicher sein, als sie jetzt ist. Wir werden in einem schönen Haus im westlichen Stil mit mehreren Räumen wohnen. Die Zimmer werden gut möbliert sein. Es wird ein Bücherregal, ein Rundfunk- und ein Fernsehgerät geben.“

Die Zuschrift Hsiao Wens löste eine lebhaftere Stellungnahme anderer junger Menschen aus. Ein junger Mann aus Tientsien schrieb, Hsiao spreche vielen jungen Menschen über 25 Jahre aus der Seele. Ein anderer betonte, daß es mehr Raum für Privatleben ohne ein Eindringen der Partei geben müsse. Andere aber kritisierten die Schreiberin scharf und nannten ihre Ideen „gefährlich, kurzfristig und bürgerlich“.

Hsiao Wen erhielt daraufhin Gelegenheit zu einer Erwiderung. „Die Revolution wird niemals ganz vollendet sein. Die alte Aufgabe wird kaum gelöst sein, wenn eine neue Aufgabe ausgeführt werden muß. Soviel man auch arbeitet, man wird nicht alles auf einmal erreichen können. Warum soll man sich dann das Leben so schwer machen?“ Das Leben ihrer kommunistischen Freunde sei langweilig, kommunistische Versammlungen seien zu lang und zu wortreich. „Wir Kommunisten sind keine Trappisten-Mönche“, stellte die junge Chinesin fest.

„China-Jugend“ selbst erklärte in einem anderen Artikel dazu: „Wir sagen, daß die Idee der absoluten persönlichen Freiheit ein falscher Begriff ist.“

Fotos: Mario Garubba





Gegen wen?





Unsere Bilder zeigen Nachgeborene eines großen Volkes, deren Ahnen Kompaß, Pulver, Buchdruck, Seide, Porzellan, Emaille, Papier und viele andere Dinge erfunden haben, eines Volkes, dessen Geschichte aber auch gezeichnet ist von Kriegen, Hunger, Unterdrückung, Bürgerkriegen und Revolutionen. Wir zeigen chinesische Kinder, deren Bildung mit dem Anschauen von Bildern beginnt; junge Tänzerinnen in der ersten Schule für klas-

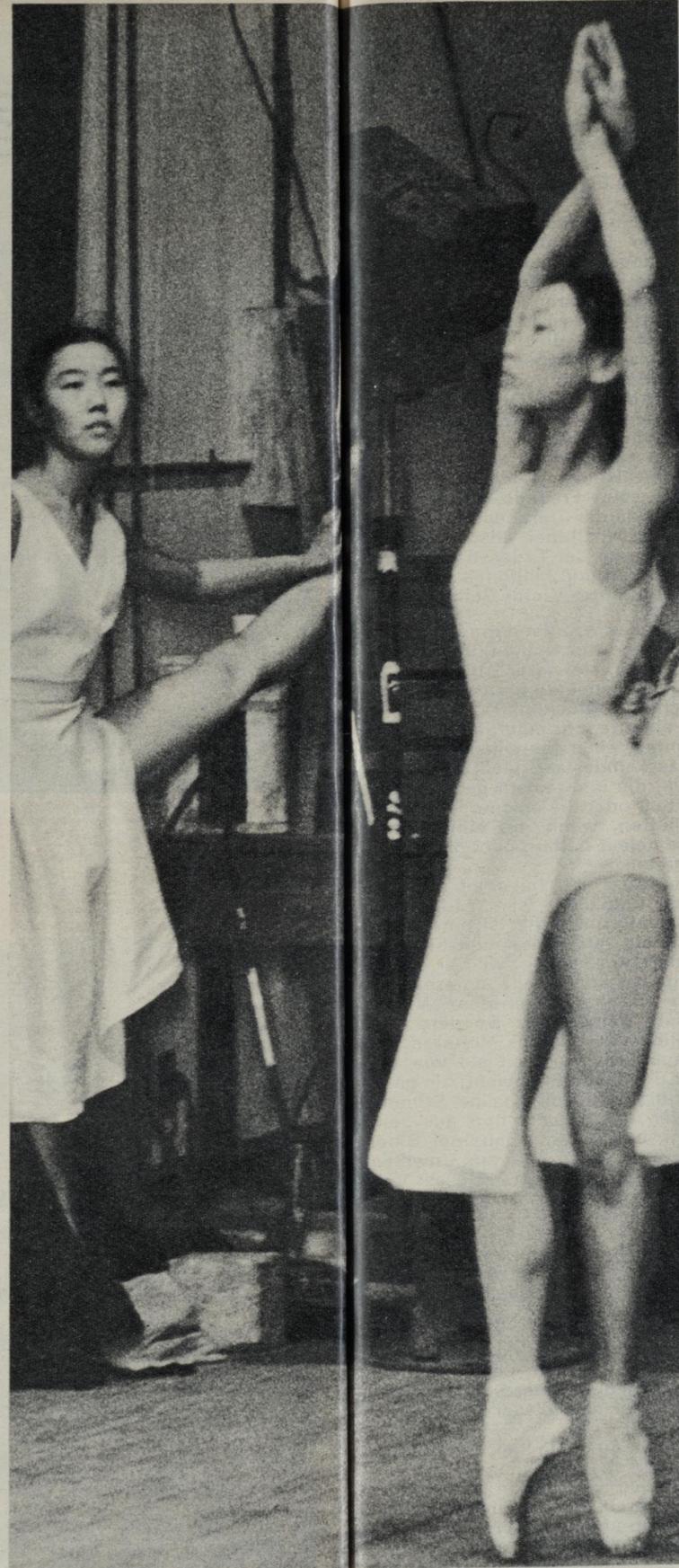
sisches Ballett, die von einem russischen Ballettmeister geleitet wird; Studenten in der Universität von Shanghai.

Wenige Menschen nur von den 700 Millionen, die heute zwischen der Gewalt der Staatsführer und grenzenloser Anstrengung leben, um die Hungersnöte, die das Leben in China immer begleitet haben, zu beseitigen. Arm ist das China Maos - und seine Stimme ist aggressiv. Wird sie weni-

ger bedrohlich sein, wenn die ärgsten Nöte beseitigt sind? Werden unter den tausend Blumen, deren Blüten Mao verkündet hat, auch die Blumen des Friedens und der Freiheit sein? Wird darunter auch sein die schöne Blume der Eintracht mit anderen Völkern? Wir hoffen es.

Der französische Dichter Paul Valéry schrieb 1928, damals mehr an die westliche Adresse gerichtet, heute auch für Maos

Reich geltend: „Menschen stehen sich jetzt gegenüber, die sich immer nur als einander radikal fremd angesehen hatten, was sie auch waren, weil sie einander nicht benötigten. Wir waren, genau gesprochen, für einander nur seltsame Tiere; und wenn wir gezwungen waren, uns gegenseitig gewisse Tugenden zuzuerkennen oder eine gewisse Überlegenheit in bestimmten Punkten, war das nicht viel mehr, als was wir tun, wenn wir bei diesen oder jenen



Tieren Kraft oder Beweglichkeit oder Fleiß anerkennen, die wir nicht besitzen. Denn wir kannten und kennen uns jetzt noch nur durch Handlungen des Geschäfts, des Krieges, weltlicher oder geistlicher Politik - lauter Beziehungen, denen der Begriff eines Gegners und Verachtung des Gegners wesenseigen sind.

Diese Art Verkehr ist notwendigerweise oberflächlich. Nicht nur verträgt sie sich



mit vollkommener Unkenntnis des intimen Wesens, sondern sie fordert sie sogar: Es wäre recht peinlich und beinahe unmöglich, jemanden zu überlisten, zu ärgern oder zu vernichten, dessen Innenleben, dessen Empfindungen an den eigenen meßbar wären.

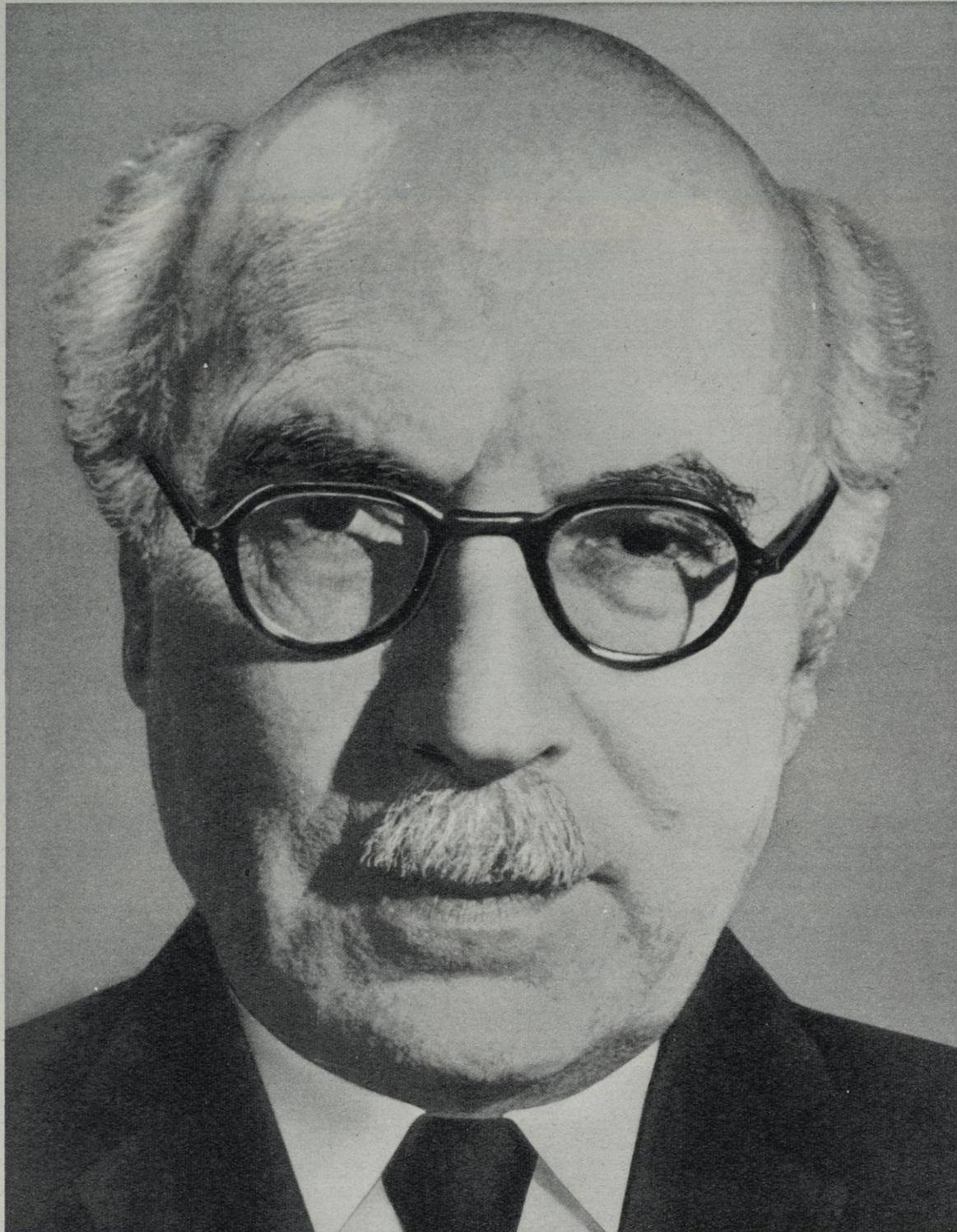
Aber alles treibt die Völker des Erdballs zu einem Zustande so enger gegenseitiger Abhängigkeit und so schneller Verbindun-

gen, daß sie einander in einiger Zeit nicht mehr genügend verkennen können werden, um ihre Beziehungen auf einfache interessierte Manöver zu beschränken. Es wird für mehr Dinge Platz sein, als für Handlungen der Ausbeutung, des Eindringens, des Zwanges und der Konkurrenz."

Heute, im Zeitalter der Atoms, sind diese Sätze nur noch dringlicher geworden. Die Worte des Dichters begründen, weshalb

man diesem großen Volk den Einzug in die UNO nicht mehr verwehren sollte. Gewiß wird die UNO nicht alle Völker zu Engeln machen, aber sie hat bereits bewiesen, daß sie sehr wohl verhindern kann, daß sie zu Teufeln werden.

Hans Dohrenbusch



Wie ein Wind über die ganze Erde

Zur Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels an Victor Gollancz

Victor Gollancz, ein englischer Verleger, ein Jude, ein Pazifist, ein Linker, ein Sozialist, ein aufsässiger Literat mit einem rebellischen Herzen und unruhigen Kopf, ein Lärmhänger, ein Staubaufwühler, ein dogooder, ein Mann, der stets im falschen Moment in der Opposition steht, gegen die herrschende Meinung seines eigenen Landes, ein Gegner der Todesstrafe, ein gelegentlicher Vegetarier, voll von Judentum, ein Mensch, der das Christentum ernst nimmt, der die Humanität ernst nimmt, der sein eigenes Leben so ernst nimmt, daß er auch eine schier übertriebene Achtung vor dem Leben aller Menschen hat, ein Verleger, der sich öffentlich rühmt, daß er lauter aufsässige Bücher gedruckt hat, ein perpetueller Unruhestifter mit einem Wort, erhält den Friedenspreis des deutschen Buchhandels 1960. Er verdient ihn wie wenige. Aber ist es nicht ein Wunder, daß er ihn erhält?

Von Hermann Kesten

Vor sechzehn Jahren noch hätte man ihn in Deutschland gehängt, vergast, gevierteilt, geschmäht, verleumdet, verspottet, gebrandmarkt, ihn und seine Autoren, seine Glaubensgenossen, seine Kinder und Enkel, Eltern und Großeltern, Freunde und Bekannte.

Und was hat er denn getan, um diesen Friedenspreis des deutschen Buchhandels zu erhalten? Gar nichts Besonderes. Ja er dachte, sagte, tat das ganz Gewöhnliche, was jeder Mensch sozusagen gedacht, gefühlt, gesagt und getan hat, was die Sitzenlehrer der Menschheit seit Jahrtausenden predigen, was die Religionen lehren, was Eltern ihren Kindern beizubringen versuchen, den gewöhnlichen Anstand, das alltägliche Mitleid, das, was so allgemein für die Menschheit gilt, daß man es das Humane heißt.

Als der Krieg 1945 beendet war, sagte er, was fast alle Deutschen sagten, die Deutschen sind nicht schuld an den Greueln, nur ihre falschen Führer waren schuld. Fast alle Deutschen sagten es. Gollancz war aber ein Jude, dessen Vorfahren sogar Ostjuden waren, was manchen Deutschen noch schlimmer scheint als ein gewöhnlicher Jude aus England, Frankreich oder Deutschland.

Gollancz war ein Engländer, aus dem Land, das Hitler zu „coventrisieren“ versprochen hatte, aber eben darum rief Gollancz seine Landsleute auf, „Europa zu retten“, das geschlagene Europa, und den hungernden Deutschen zu helfen. Sie waren für ihn nicht jene, die sechs Millionen Juden geschlachtet haben, sie waren Mitmenschen, Menschen von seiner Art, sie erschienen ihm nicht wie Opferer, sondern Opfer, sie waren für ihn wie Juden, die zu retten er schon 1942 und zuvor seine Landsleute aufgerufen hatte, sie waren für ihn wie seine Kinder, seine Brüder und Schwestern, seine Freunde, als wären es lauter Linke, lauter Unruhestifter, lauter Pazifisten, lauter halbtheoretische Vegetarier, lauter Gegner der Todesstrafe, lauter radikale Autoren und Millionen und aber Millionen von lauter Victor Gollanczes.

Ach, besteht das Wunder darin, daß einer tut, was tausend tun wollten, und sie kamen nicht dazu, sie waren zu scheu, zu beschäftigt, zu bedenklich, zu erbittert, zu unglücklich, zu glücklich? Aber einer steht auf, einer rennt umher, einer erhebt seine Stimme, einer fährt ins Land, das gestern das Feindesland hieß, einer hilft den Leuten, die ihn gestern getötet oder gejagt hätten, oder die erschrocken weggeblickt hätten, wenn ihn einige ihrer Landsleute gejagt hätten, oder die nichts gesehen hätten.

Und warum tut er es? Weil er ein Jude ist? Weil er ein Engländer ist? Weil er ein linksradikaler Unruhestifter ist, ein Kaffeehausliterat, ein left wing publisher, ein Verleger der Aufsässigen, weil er der in seinem eigenen Lande teils angesehene, teils auch ein wenig verrufene Victor Gollancz ist? Keineswegs. Sondern weil Menschenliebe kein leeres Vorurteil ist, kein Ammenmärchen, weil sie wie ein Wind über die ganze Erde weht, als gäbe es einen guten Gott, und seine Stimme spräche hier und da oder dort aus dem oder jenem, und wie man aus der Bibel weiß, spricht er meist sogar aus Unwillen und Widerstrebenden, wie Moses und Jonas, der erst durch den Bauch des Walfisches gehen mußte.

Aber sogar Gott brauchte seine Propheten, um durch ihren Mund zu sprechen, und auch die Menschenliebe braucht ihre Propheten. Nun, unter den Juden sind Propheten gang und gäbe, wie die Heiligen unter den Christen. Und einer dieser kleineren Propheten im Gewand eines englischen Verlegers, eines Sohnes orthodoxer Juden, ist also dieser Victor Gollancz.

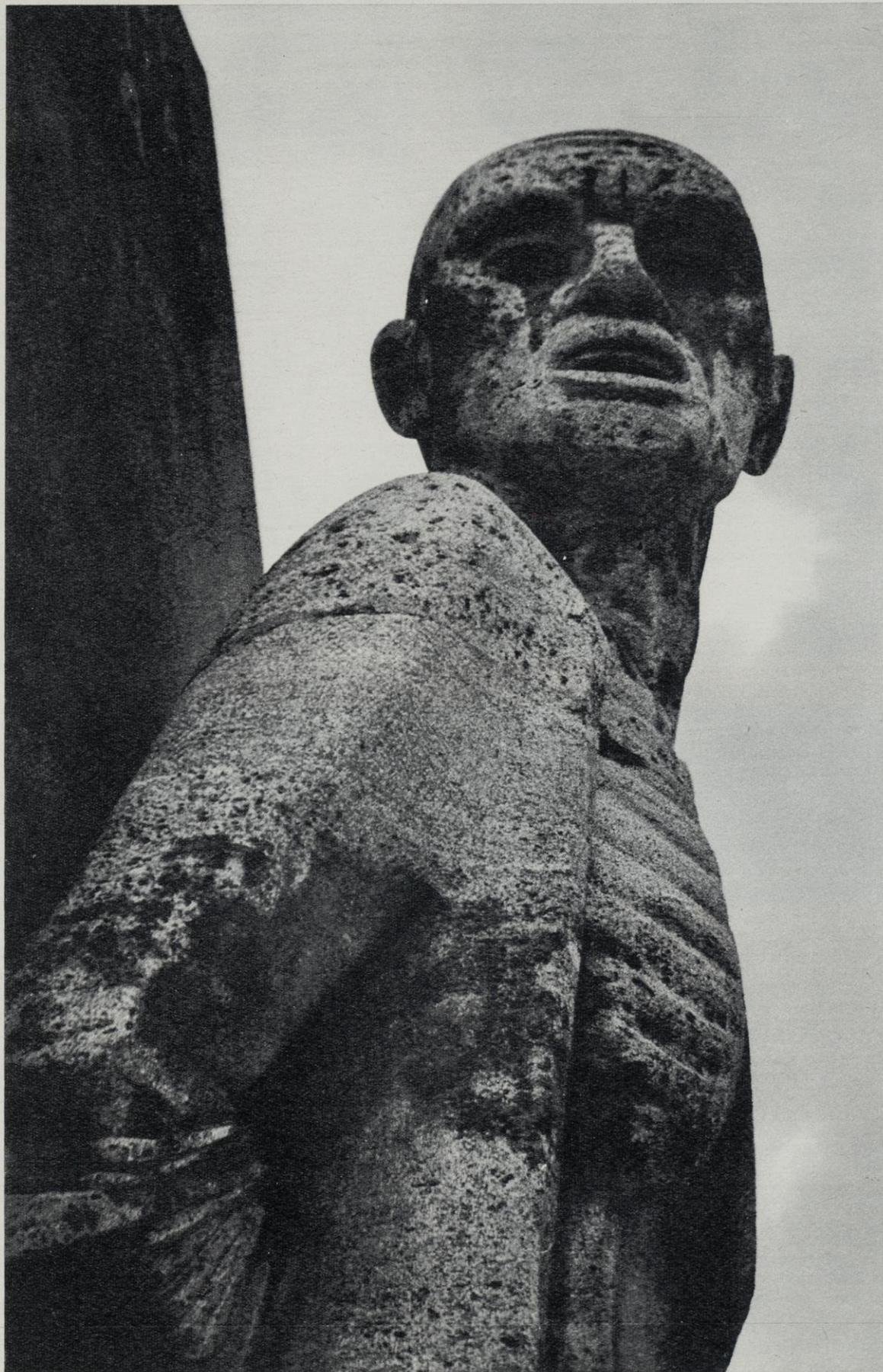
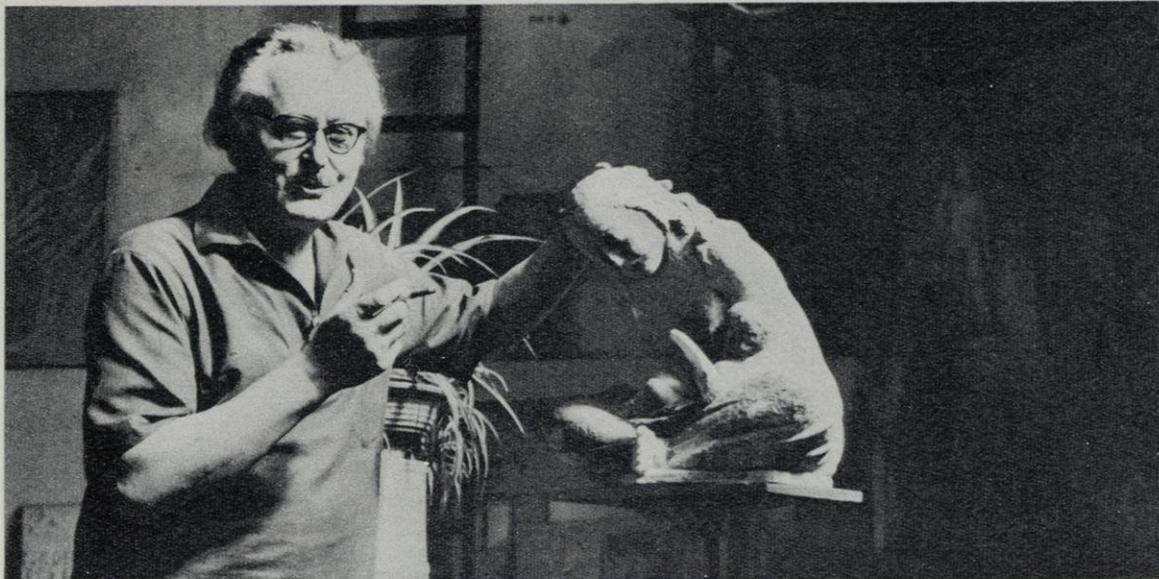
Und ist es nicht auch ein kleines Wunder, daß der deutsche Buchhandel gerade einem radikalen Linksjuden, einem lärmenden Literaten, einem ausländischen Verleger der unruhigen Autoren Englands und Europas seinen Friedenspreis zuteilt? Sieht man aber näher zu, so ist es gerade, was man vom deutschen Buchhandel erwarten durfte. Denn hat er nicht seine großen Traditionen des Kampfes gegen alle Tyrannen, des Kampfes gegen alle Konventionen, des Kampfes gegen alle Vorurteile?

So dürfen wir also hoffen, daß es immer wieder Propheten unter den Verlegern, Idealisten unter den deutschen Buchhändlern und gute Menschen voller Menschenliebe gerade in den Zeiten des Schreckens geben wird.

Der Bildhauer Karel Niestrath

Fotos: Udo Hoffmann

Der gefesselte Widerstandskämpfer an der Vorderfront des Mahnmals in der Bittermark. Die Statue ist fast fünf Meter hoch



Es war kurz vor Kriegsende, Karfreitag 1945, als die Gestapo 350 deutsche Widerstandskämpfer, Fremdarbeiter, Frauen, Kinder in der Bittermark und im Rombergpark bei Dortmund brutal niedermetzelte und die Leichen in Bombentrichter einscharrte. Nach der Befreiung konnte ein Teil der Opfer identifiziert werden, meist waren es Arbeiter aus Dortmunder Stahlwerken und Zechen. Von 268 Widerstandskämpfern aus sieben Nationen kannte man die Namen nicht. Sie wurden umgebettet und ihre Gräber würdig gestaltet. Hier in Dortmund-Bittermark ist dann auch ein eindrucksvolles Mahnmal errichtet worden. „Es ist unsere Pflicht“, sagte der Dortmunder Oberbürgermeister Dietrich Keuning, „eines der schrecklichsten politischen Verbrechen, das unter dem Hitlerregime in Dortmund verübt wurde, ins Bewußtsein der Menschen zu rufen; nicht um neuen Haß zu säen, sondern als Mahnung für die Gegenwart und für die kommende Generation.“

Umrahmt von einem friedlichen Wald, erhebt sich das riesige Monument aus freiem Gelände. Nach einer Arbeitsdauer von mehr als vier Jahren ist es in diesem Jahr unter Beteiligung zahlreicher ausländischer Abordnungen und in Anwesenheit von Tausenden von Deutschen enthüllt worden.

Der große architektonische Block wurde von Will Schwarz entworfen. Die Krypta birgt die Grabstätte eines unbekanntem Franzosen; die Halle, in Mosaik ausgestattet, trägt über dem Portal in großen Lettern das Wort „PAX“ – Friede, Gelöbnis und Wunsch der Menschheit.

Die Plastiken stammen von Karel Niestrath. An der Front die 4,80 Meter hohe Gestalt des gefesselten Opfers, darüber die Worte:

GEMORDET
KARFREITAG
1945

An den beiden Seiten der Leidensweg der Widerstandskämpfer. Einige sehen ihren Peinigern entschlossen entgegen. „Wenn alle Menschen der Welt sich so die Hände gäben . . .“, meinte hierzu ein Franzose. Man sieht auf diesem Fries des Leidens, wie die Wehrlosen von der Gestapo gemordet werden; am Ende der Gekreuzigte, die Versöhnung. Der Bildhauer Niestrath hat recht, wenn er bekennt, er wollte diese Szenen so darstellen, daß man kein Buch darüber schreiben müsse, um sie zu verstehen. Dabei bediente er sich gewagter, nicht einmal alltäglicher künstlerischer Mittel: die ausgemergelten, geschundenen Gestalten, die Opfer, sind mit realistischen Zügen versehen, in ausdrucksvolle organische Formen gemeißelt – die Mörder erscheinen im wahrsten Sinne des Wortes gesichts- und herzlos, als wesenlose Roboter in geometrisch-abstrahiertem Gewand. Von diesem Gegensatz der künstlerischen Sprache, vom spannungsreichen bildhaften Geschehen in großartiger kompositorischer Anlage gehen die starken Impulse aus. In der Tat eine „Mahnung für die Gegenwart und für die kommende Generation“! Wer ist der Künstler, der dieses Werk geschaffen hat? Manche Arbeiten von Karel Niestrath kennen wir schon: aus einer Ausstellung vor Jahren die kleinen Bronzen; das „Mädchen mit Krücke“ hat sich unserem Gedächtnis tief eingepägt. Eine Großplastik steht im DGB-Haus in Hagen und eine formvollendete „Mutter mit Kind“ im Park. Aber mit dem Künstler selbst haben wir bisher noch keine Bekanntschaft gemacht. Wir begeben uns also nach Hagen in Westfalen, suchen die Bergstraße 98a und finden das Nummernschild . . . auf einem Luftschutzbunker. Hinter diesem realen Wahrzeichen des letzten Krieges, im Hof, befindet sich Niestraths Atelier. Hier arbeitete der Künstler bereits einige Jahrzehnte, bis seine Behausung zerbombt wurde.

Wir werden freundlich empfangen von einem vitalen Menschen, dem man seine nahezu 65 Jahre keineswegs anmerkt. Allerdings wird uns gleich bedeutet, daß der Zeitpunkt unseres Kommens, des „Atelierbesuches“, nicht besonders günstig



Figuren für das Theater in Dortmund

Fotos: Udo Hoffmann



„Das stille Lied“

Mutter und Kind hinter Stacheldraht, bevor sie Karfreitag 1945 ermordet wurden. Ausschnitt aus dem Fries des Leidens vom Mahnmal Dortmund-Bittermark ▶

sei, denn nachdem er, Niestrath, nun nach mehr als vier Jahren sein Lebenswerk, eben jenes Monument in der Bittermark, beendet habe, sei er nun leergebrannt. Ist es Bescheidenheit, oder handelt es sich tatsächlich um eine nur zu verständliche künstlerische Pause? Kann ein Mensch wie Niestrath überhaupt „pausieren“? Mag er nicht mit allem zufrieden sein, was unter seinen Händen neben seinem großen Werk entstanden ist, jedoch Untätigkeit paßt nicht zu ihm. Da steht eine Reihe kleinerer Arbeiten aus jüngerer Zeit – in Gips, in Schiefer, in Bronze – und etliches, was der Künstler noch von früher retten konnte. „Dies hier hatte ich im Krieg in einem Kanalschacht, gleich nebenan, versteckt“, und er weist auf eine Frauengestalt in Gips. Diese frühere Zeit beschäftigt den Künstler noch stark. Man kann sie nicht ohne weiteres vergessen, wenn die Bomben das meiste zerstört haben, wenn 42 Werke aus den Museen für die Nazi-Ausstellung „Entartete Kunst“ entfernt wurden, wenn man erfahren hat, daß der damalige Hagener Museumsdirektor, heute ein Pensionsempfänger, die Plastiken der Kommission sogar bereitwillig, freudig-geschäftig herbeigeschleppt hat. „Alles weg!“ wiederholt Niestrath, „mußte nach dem Krieg neu anfangen.“ Und dann zeigt er noch etliche Abbildungen in Zeitschriften, Fotos, einige gerettete Zeichnungen und Aquarelle aus seiner Akademiezeit in Dresden. Diese frischen Zeichnungen sind auf Zeitungspapier aus-

geführt und haben sich erstaunlich gut erhalten über Jahrzehnte hinweg. „Ja, so war das, wir wollten zeichnen, malen und hatten kein Geld, und so holten wir uns von den Zeitungen billiges Papier.“ Niestrath, der heute als Dozent an der Dortmunder Werkkunstschule lehrt, sagt das so, als müsse er den Schülern, die heute im Überfluß schwimmen, klar vor Augen führen, wie schwer früher der Anfang war.

Man merkt es dem Künstler an, daß er ein Herz für die Jugend besitzt. Auch vor seiner Lehrtätigkeit in Dortmund hatte er Privatschüler. „Mir hat es immer Spaß gemacht, mit jungen Menschen umzugehen“, und er holt eine kleine Plastik hervor, die von einer Schülerin angefertigt worden ist, einer künstlerisch begabten Krankenschwester.

Ob Niestrath sich schon gleich nach der Schule für den Künstlerberuf entschieden hätte, wollen wir wissen und erhalten als Antwort eine kurze Aufzählung der Berufsstationen: Geboren in Bad Salzungen im Lippischen, lernte er das Holzschnitzerhandwerk. Im Krieg an der Westfront schwer verwundet, kommt er ins Reservelazarett nach Bethel. Eines Tages humpelt er auf zwei Krücken mit anderen Verwundeten nach Bielefeld, um die Werkkunstschule zu besichtigen. Hier merkt er plötzlich, daß man ja nicht nur nach Vorlagen Schnitzereien – etwa für Möbel – ausführen, sondern frei aus Phantasie und nach der Wirklichkeit etwas „Selbständiges machen

kann“. An der Dresdner Kunstakademie wird Niestrath dann Bildhauer, und hier erhält er auch den ersten und zweiten Preis in einem Wettbewerb; das von Otto Dix gestellte Thema hieß „Der neue Mensch“. Nach einem einjährigen Aufenthalt in Brasilien läßt Niestrath sich in Hagen nieder.

Inzwischen habe ich die mir bekannte Bronzeplastik „Mädchen mit Krücke“ erspäht, sie steht zwischen anderen Bildwerken. „Ich war in der Hamburger Bahnhofshalle, kurz nach dem Kladderadatsch“, erzählte der Künstler, „und plötzlich bemerkte ich dies Mädchen, ein amputiertes Bein, auf einen Besen gestützt. Sie rührte sich eine Viertelstunde lang nicht, eine halbe Stunde, eine Dreiviertelstunde... Sie stierte vor sich hin...“ Und nach einigen Minuten: „Zu Hause habe ich sie dann modelliert.“

Mahnmal Bittermark – Luftschutzbunker Bergstraße 98a – und nun nochmals eine Erinnerung an den Krieg: das kriegsversehrte Mädchen!

Wir gehen beide unseren Gedanken nach. Niestrath unterbricht die Stille: „Sie müssen wissen, ich versuche immer, auch die inhaltliche Ausstrahlung zu verwirklichen, nicht nur formale Lösungen!“

Beides. Natürlich. Darum ist ja auch das Mahnmal „Gemordet – Karfreitag – 1945“ in Dortmund-Bittermark so erschütternd. Günther Ott





Der Tick, den wir alle haben

Erzählung von **Wolfdietrich Schnurre**

Ich glaube sagen zu dürfen, ich habe schon einiges mit Hunden erlebt; aber das Tollste war doch wohl diese Sache mit dem Schäferhund, der Captain Sloane ins Irrenhaus gebracht hat. Lassen Sie mich Ihnen erzählen, wie das passieren konnte.

Ich hatte damals noch nicht meine Stellung, in der ich heute tätig bin; ich war als Verwalter einer beschlagnahmten Villa eingesetzt worden. Man sagte mir, ich sollte das Haus sauberhalten, und wenn jemand einzöge, ein Offizier vermutlich, hätte ich mich ihm als Chauffeur und als Dolmetscher zur Verfügung zu halten. Ich war es zufrieden; ich gab auf das Haus acht und erwartete meinen Dienstherrn.

Er kam etwa eine Woche darauf; es war ein Oberst, seinen Namen habe ich vergessen. Ich kam nicht sehr gut mit ihm aus, den obwohl er kein passionierter Militär zu sein schien, verlangte er ein Benehmen von mir, das dem eines Rekruten kaum nachstand. Nun, ich habe in sechs Jahren Krieg gelernt zu gehorchen; ich tat, was er wollte, und es lief auch alles leidlich reibungslos ab. Zum Glück wurde der Oberst jedoch bald schon versetzt und mein nächster Vorgesetzter war Captain Sloane. Captain Sloane war mir äußerst sympathisch. Er war wortkarg, freundlich, etwas nervös; ich hätte ihn Anfang fünfzig geschätzt, er hätte aber ebensogut auch fünfundvierzig oder sechzig sein können. Was er für einen Posten hatte, weiß ich nicht; ich wußte nur, daß er sich in diesen Riesenställen von Zimmern kaputt langweilte.

Häufig kam er dann zu mir in die Garage, und wir unterhielten uns etwas. „Na, was ist los, Schulz“, fragte er, „gibt's Krieg, hm?“ „Um Gottes willen“, sagte ich, „ich denke doch, die werden vernünftig bleiben, oder -?“ „Vernünftig -?“ Er begann, seine Pfeife zu stopfen. „Du lieber Himmel.“

Sloane war kein Schwarzseher, aber zuversichtlich war er auch nicht gerade. Das mochte mit daran liegen, daß er zu lange Soldat gewesen war; seit vierzehn, sagte sein Bursche,

hätte er alles an Schlachten mitgenommen, was sich ihm nur geboten habe; und das sind, wie man weiß, eine ganze Menge gewesen. „Daß da allerhand hängengeblieben ist“, sagte der Bursche, „wirst du dir denken können.“

Ja, das konnte ich. „Nachts“, sagte der Bursche, „da schreit er zum Beispiel immer im Schlaf.“

„So“, sagte ich. „Ja“, sagte der Bursche, „mußt mal drauf achten.“

„Ist gut“, sagte ich. Ich sagte das aber bloß so, denn wenn ich ehrlich sein soll, das interessierte mich wenig.

Egal. Eines Abends jedenfalls kommt Sloane ganz aufgekratzt zu mir rein, und wie ich ihn frage, was denn passiert sei, ob man ihm vielleicht nahegelegt habe, die Uniform an den Nagel zu hängen, da lacht er und sagt: „So ähnlich; ich hab mir einen Hund gekauft, Schulz.“

„Gratuliere“, sag ich, „kommt doch endlich mal 'n bißchen Leben rein in die Bude.“

Wir fahren am selben Abend noch hin und haben ihn abgeholt. Es war ein herrliches Tier, ein Schäferhundrüde, gut seine fünfzig Zentimeter Brusthöhe und eine Zeichnung, wie man sie sich aufregender kaum vorstellen kann: der Bauch so ein ganz sattes Dottergelb, die Decke tiefschwarz, und einen Kopf, also, da müßte ich anfangen zu schwärmen, wenn ich Ihnen den schildern sollte: wunderbar, wirklich.

Sloane war wie umgewandelt von dem Tag an. Dauernd tobte er mit dem Tier im Haus oder im Garten umher; und einmal, sagte der Bursche, sei er früh ins Schlafzimmer gekommen, und da habe der Hund Sloane quer über der Brust gelegen, und Sloane habe geflüstert, der Bursche solle nur ja leise sein und um Gottes willen den Hund nicht wecken.

Er hat ihn überallhin mitgenommen, auch ins Office. Meist fuhr ich die beiden; aber einmal hat Sloane den Hund abends zu einem kleinen Spaziergang mitgenommen; und da ist es dann zum erstenmal passiert. Was ich Ihnen

Illustrationen: **Willi Dirx**

hier jetzt erzähle, das habe ich natürlich nicht selber erlebt; aber Sloane hat es uns nachher berichtet, daher weiß ich das alles.

Es muß wohl schon ziemlich spät gewesen sein, so auf elf zu vielleicht. Sloane geht also mit seinem Hund die Kastanienallee runter. Sie haben eben den Reichskanzlerplatz erreicht, da kommt der Mond hinter einer Wolke hervor, und im selben Moment jault der Hund auf, reißt sich los und rast zurück in den

Häuserschatten. Hier preßt er sich zitternd in eine Nische und fängt wie wahnsinnig an zu heulen.

„Ich weiß nicht, ob ihr euch das vorstellen könnt“, sagte Sloane, „so ein großer, starker Hund, der bestimmt jedem an die Kehle gegangen wäre, der versucht hätte, euch was zu tun, und da steht er auf einmal und heult und heult und hört nicht mehr auf. Dabei bin ich gleich zu ihm hingerrannt“, sagte Sloane, „hab ihn ge-



streichelt, ihm zugeredet, ihm den Kopf gekraut – nichts; er hörte und hörte nicht auf. Habt ihr schon mal einen Hund so ganz aus der Nähe heulen hören?" fragte Sloane. „So ganz dicht bei Fuß, und ihr merkt richtig, wie er zittert, und daß er eine irrsinnige Angst haben muß, und ihr steht daneben und könnt nichts tun, als ihm die Ohren zu kraulen?“ „Nein“, sagten wir.

„Scheußlich“, sagte Sloane, „nochmal darf mir das jedenfalls nicht passieren.“

An jenem Abend war er vollkommen fertig. Derart mit den Nerven runter, sagte der Bursche, habe er ihn noch nach keinem Einsatz erlebt. Der Hund allerdings, sagte er, sei ihm kaum verändert vorgekommen, höchstens, daß er neuerdings statt auf dem Bett drunter liege. Am nächsten Tag blieb ich mit dem Wagen zu Hause, und Sloane lief mit dem Hund zum Office. Er gab genau auf ihn acht, aber der Hund war freundlich und ausgelassen, und als sie über den Reichskanzlerplatz gingen, da schien sich der Hund auch nicht an das geringste mehr zu erinnern. Sloane atmete auf. Und doch kam er am Abend in einem Zustand nach Hause, daß ich mir heute noch Vorwürfe mache, nicht gleich einen Arzt geholt zu haben.

Die Sache kam so:

Den ganzen Tag im Office war der Hund nett und normal gewesen. Auch als Sloane so gegen vier mit ihm aus der Messe kam, war noch alles in Ordnung; er tänzelte um Sloane herum, er sprang an ihm hoch, und Sloane war wieder mal richtig froh über ihn.

Aber dann mußten sie unter einer S-Bahn-Unterführung durch, und gerade wie sie drunter sind, rattert oben ein Zug drüber weg. Im selben Moment läßt sich der Hund aufs Pflaster fallen; er zittert, streckt die Beine aus, kneift den Schwanz ein und schließt die Augen.

„Mein Gott, und dieses Winseln“, sagte Sloane dann am Abend zu uns, „zum Irrwerden, kann ich euch sagen, buchstäblich zum Irrwerden.“ „Sollten mal zum Arzt mit dem Tier“, sagte der



Bursche, „der hat was, Captain, der Hund, was ganz Verkorkstes hat der.“

Da richtete Sloane sich im Bett auf, Schweiß auf der Stirn, Fieberflecke auf den Wangen und immer dieses merkwürdige Zucken um die Augen herum. „Soll ich euch sagen, was der Hund hat? Er hat den Tick, den wir alle haben.“ Er schluckte und fuhr sich mit dem Handrücken über die Stirn. „Nur wir“, sagte er, „wir können uns zur Not noch zusammenehmen, wir können uns immer noch sagen: nicht doch, ist ja gar kein Tiefflieger, ist doch bloß das Rattern der S-Bahn. Oder: ist doch nur Mondlicht, Mensch, hat doch mit Leuchtbomben nichts zu tun! Aber so einem Hund“ – er brachte sein Gesicht ganz nah an unsere Gesichter heran, und jetzt sah man erst richtig, was so die Kriegsjahre aus ihm gemacht hatten –, „so einem Hund, der das alles auch nur ein einziges Mal mitgemacht hat, dem kann niemand Bescheid sagen, für den ist so ein S-Bahn-Geräusch eben wieder Tieffliegerdröhnen und so ein Fetzen Mondlicht ein Leuchtbomben-

schirm, und er schmeißt sich aufs Pflaster und jault und zittert und weiß nicht, was er anfangen soll; er hat es ja damals auch nicht gewußt.“

Er fiel wieder ins Kissen und starrte zur Decke. Ich sah zu dem Burschen rüber; aber der stand auch bloß da und wußte nicht, was er machen sollte. „Hören Sie, Captain“, sagte ich nach einer Weile, „der Hund macht Sie fertig, das steht fest. Sagen Sie, daß ich ihn zurückbringen soll, und morgen früh ist er weg.“

Aber Sloane dachte gar nicht daran, sich von ihm zu trennen. „Der Hund bleibt hier!“ schrie er mich an. „Verstanden?“

„Entschuldigen Sie“, sagte ich, „ich wollte Sie nicht aufregen. Selbstverständlich bleibt der Hund hier, wenn Sie ihn behalten wollen.“

In der folgenden Nacht kam der Bursche und weckte mich. „Komm rüber“, sagte er, „los, schnell; ich glaube, er ist verrückt geworden.“ Ich zog mich an, und wir rannten rüber. Ich merkte erst jetzt, daß ein Gewitter über uns

stand, es krachte und blitzte in einem fort. „Nein – hier“, sagte der Bursche, als ich rauf ins Schlafzimmer wollte und leuchtete die Kellertreppe hinunter.

Ich ging vor. Oben krachte der Donner, und unten sah man durchs Kellerfenster die Blitze. Die Treppe beschrieb erst ein paar Kurven, und dann stand eine Tür auf, und wir hörten den Hund; er winselte, wie ich noch nie einen Hund habe winseln hören. Wir gingen rein, und da sahen wir sie.

Der Hund lag platt und mit geschlossenen Augen auf dem Bauch. Captain Sloane kauerte barfuß, eng an die Wand gedrückt und in Stahlhelm und Pyjama, daneben. Es war nichts mehr mit ihm anzufangen gewesen; und sie haben ihn in der gleichen Nacht noch abgeholt. Den Hund habe ich zwei Tage später wieder zurückgebracht. Eigentlich wollte ich ihn behalten; denn wie ich schon sagte: ich mag Hunde sehr gern. Aber weiß der Kuckuck, mit dem hier hielt man's nicht aus.

Belva Lockwood kandidierte für das Weiße Haus

Man schrieb das Jahr 1884. Wieder tobte ein heftiger Wahlkampf um das Amt des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Unter den Kandidaten war – zum erstenmal in der Geschichte der Nation – auch eine Frau – Belva Lockwood. Die Equal Rights Party, die Partei der Gleichen Rechte, hatte sie als ihre Bannerträgerin auserkoren.

Als die schmachtige und zierliche Frau in ihrem blauen Dreß auf dem Podium stand und in einer kurzen Rede dafür dankte, zum Kandidaten der Equal Rights Party auserwählt worden zu sein, war sie sich natürlich bewußt, daß sie keine Chance hatte, als Präsident die Geschichte der Vereinigten Staaten zu lenken.

Doch Belva Lockwoods Kandidatur war weit mehr als die Teilnahme an einem Wahlkampf. Sie wollte Amerika daran erinnern, daß die Frauen des riesigen Landes ein Recht hatten, auch in dieser Sphäre des öffentlichen Lebens als gleichwertig anerkannt zu werden.

Belva Lockwood war eine bemerkenswerte Persönlichkeit. Sie war Rechtsanwältin von Beruf und die erste Frau, die in Ausübung ihrer Pflichten vor dem United States Supreme Court, dem Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten, plädierte. Zu ihren Klienten gehörten unter anderen die Cherokee-Indianer, für die sie die Zahlung einer Summe von 5 000 000 Dollar erwirkte.

Anno 1884 glossierte die amerikanische Presse Belva Lockwoods Kandidatur für das Weiße Haus recht oft mit spöttischen Karikaturen.

Selbst prominente Amerikanerinnen scheuten nicht davor zurück, sie wegen ihrer Kandidatur anzugreifen. Schließlich wurde die Bannerträgerin der Equal Rights Party nur in sechs Staaten zugelassen ...

Doch Belva Lockwood kämpfte natürlich nicht für sich selbst, sondern für das Stimmrecht der Frauen in den Vereinigten Staaten. Und ehe sie starb, hatte sie noch gesehen, daß dieser Kampf gewonnen worden war.

Heute ist Belva Lockwoods Kandidatur für das Weiße Haus ein stolzes Kapitel in der Geschichte der USA geworden. Als vor kurzem, in großen Inseraten, die Bürger eingeladen wurden, United States Bonds – Staatsanleihen – zu kaufen, wurde auch Belva Lockwoods Kampf gedacht. Es hieß in einer solchen Anzeige:

„Ehe Belva Lockwood starb, war ihr Kampf gewonnen, und Amerika hatte Millionen neuer Wähler – die Frauen.“

Doch die historische Episode um Belva Lockwood erinnert auch an den folgenden, typisch amerikanischen Scherz: Die Krankenschwester in dem Entbindungsheim sagt zu dem „neuen“ Vater: „Ich gratuliere Ihnen zu der Geburt eines Kindes, das eines Tages Präsident der Vereinigten Staaten werden mag – wenn wir vernünftig genug sind, eine Frau zu wählen!“

Erst in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg gewann die „suffrage movement“, wie man sie

nannte, wirkliche Bedeutung. Heute noch unvergessen ist der große Aufmarsch der Frauen über die Fifth Avenue von New York City, an der 15 000 Kämpferinnen für die politischen Rechte der Amerikanerinnen teilnahmen.

Doch alle Demonstrationen ergaben nicht das gewünschte Resultat. Da hatte eine Frau – Norma Whitehouse – einen selbst für amerikanische Verhältnisse höchst originellen Einfall.

Mrs. Whitehouse hatte die Idee, vorerst die etwa allzu selbstsichere amerikanische Männerwelt ein wenig einzuschüchtern ...

Sie forderte nämlich alle Frauen der Vereinigten Staaten auf, einen Tag lang zu Hause zu bleiben!

Norma Whitehouse tat dies, ohne sich irgendwelche Gewissensbisse zu machen, da das „stärkere Geschlecht“ in Amerika in jenen Tagen immer darauf hingewiesen hatte, daß der Platz der Frau „zu Hause“ wäre.

Nun war schon damals die Position der Amerikanerin im Berufsleben eine sehr bedeutsame. Man muß sich daran besinnen, um verstehen zu können, welches Aufsehen es auslöste, als Norma Whitehouses Plan in der Presse der USA veröffentlicht wurde.

Schulen ... Spitäler ... Warenhäuser ... Fabriken ... Telefongesellschaften ... Büros ... Banken ... Regierungsämter ... all diese und hunderte andere „Betriebe“ waren von diesem Plan betroffen!

Befürchtungen wurden ausgesprochen, das ganze Geschäftsleben der Nation würde für einen Tag lang vollkommen stillgelegt werden. Norma Whitehouse freute sich natürlich, daß ihr „Bluff“ eine solch sensationelle Reaktion in der Öffentlichkeit gefunden hatte. Nun erkannten die Männer Amerikas weit besser als vordem, daß man den Frauen des Landes, die für das Wirtschaftsleben von solch eminenter Bedeutung waren, auch das Recht zum Wählen geben müsse.

Daß die Amerikanerinnen bald nachher – im Jahre 1920 – das Wahlrecht erkämpft hatten, mag wohl niemanden so sehr gefreut haben wie Norma Whitehouse.

Und heute?

Nun gibt es mehr weibliche Wähler in den Vereinigten Staaten (56 100 000) als stimmberechtigte Männer!

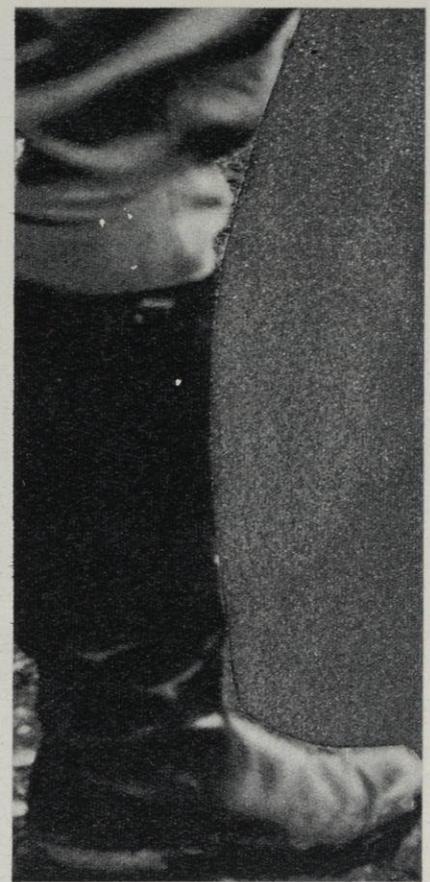
Unter den Kandidaten für den amerikanischen Senat, die höchste gesetzgebende Körperschaft der Nation, gibt es drei Frauen: Margaret Chase Smith, 62 (Maine), Lucia Cormier, 48 (Maine), und Maurine Neuberger, 52 (Oregon). „Maggie“ Smith gehört seit 1936 zu den Gesetzgebern der USA. Lucia Cormier und Maurine Neuberger hingegen versuchen in diesem Jahr zum erstenmal als Sieger in Washington einzuziehen ...

M. Minstrel



Juliette Mayniel als Fremdarbeiterin

Mitte: Götz George und Hans Mahnke



Kirmes

Fotos: Europa Film

Es ist Kirmes in einem Eifeldorf. Ein Pfahl für ein Karussell soll noch in die Erde gerammt werden. Dabei stößt man auf die Leiche eines Soldaten. Man erkennt ihn als einen achtzehnjährigen Jungen aus dem Dorfe, der sich im Vorfrühling 1945 von der Truppe getrennt hat, weil er die Sinnlosigkeit des Krieges nicht mehr mitmachen wollte. Seine Geschichte wird aufgerollt. Wolfgang Staudte tut es hart und unerbittlich. Der Krieg ist scheinbar aus. Der Junge und eine französische Fremdarbeiterin sind allein im Dorf. Dann kehrt der Krieg noch einmal zurück, er überrollt die junge Liebe und tötet sie. Der Junge braucht Asyl. Er findet es nicht. Vater und Freunde versagen. Die Mutter wäre bereit, aber ihre Liebe ist gegenüber der Angst nicht stark genug. So nimmt der Junge sich das Leben und endet in einem Bomben-

trichter, der später zugeschüttet wird. Nun ist er als Toter wieder da und erhebt Anklage. Aber heute erhebt sich über dem Trichter ein Karussell: „Hereinspaziert, hereinspaziert, meine Herrschaften! Kinder und Bundeswehrosoldaten zahlen die Hälfte.“

Ein Film ohne Kompromiß, hart und bisweilen überspitzt. Er fordert zur Diskussion heraus, wieweit die Schatten der Vergangenheit auch heute noch unser gesellschaftliches Leben beherrschen.

Von den Darstellern ragen heraus: Juliette Mayniel als Fremdarbeiterin, Götz George als Soldat und Hans Mahnke als versagender Vater.

Hadobu

Flucht zu Sissi

Was suchen junge Menschen im Film? – Eine aufschlußreiche Untersuchung

„Welche Filme haben Sie in letzter Zeit gesehen?“ – diese Frage wurde vom Wissenschaftlichen Institut für Jugendfilmfragen in München vielen jungen Menschen vorgelegt. Eine Gruppe der Befragten waren Münchener Berufsschülerinnen, 375 an der Zahl. Der Favorit dieser Gruppe war Sissi, von Romy Schneider gespielt. Aus den Antworten stellte das Institut nämlich Beliebtheits-Ranglisten auf. Die Spitzengruppe der Berufsschülerinnen sieht so aus:

In „Sissi“ waren 157, in „Charleys Tante“ 101 in „Bonjour Katrin“ 84, in „Ich suche dich“ 79. „Liebe, Tanz und 1000 Schlager“ – ein Film, von dem man gedacht hätte, er sei geradezu für junge Mädchen gemacht worden, erreicht mit 78 Nennungen nur etwa die Hälfte des Sissi-Erfolgs. Erst im weiten Abstand folgen „Erfolgsfilme“ wie „Saat der Gewalt“ mit 30, „Verdammt in alle Ewigkeit“ mit 29 Nennungen. Wie stark das Naturkind Sissi, das einen Kaiser bezauberte, die Herzen der die Berufsschule besuchenden, also berufstätigen jungen Mädchen gewann, zeigen die Antworten auf die Frage, warum gerade dieser Film gefallen habe. Da schreibt eine Fünfzehnjährige: „... weil Sissi kindisch, liebt, echt, natürlich und wie ein Lausbub war.“ Oder eine Neunzehnjährige: „... weil die junge Sissi bis zu ihrer Heirat wie ein Naturkind lebte.“ Andere heben die Tierliebe des Naturkindes von königlichem Geblüt hervor. (Man sieht in dem Film, wie Sissi ein Reh mit der Flasche aufzieht und zärtlich mit Pferden und Hunden umgeht.) Was macht die Anziehungskraft des Naturkindtyps aus? Margarete Keilhacker, die das Ergebnis der Befragung zu einer psychologischen und soziologischen Analyse benutzte, meint, daß man sich die Antwort mit dem Stichwort „Heimatschulze“ zu leicht mache. Sie schreibt:

„Daß häufig die Vorliebe für den undifferenzierten Postkartenstil und das Bedürfnis nach sentimentalen Erlebnissen, die in vielen derartigen Filmen mitgeliefert werden, eine Rolle spielen, ist sicher richtig, scheint mir aber hier eine zu einseitige Erklärung zu sein. In der Bejahung des Naturkindes, in der Freude an langen Passagen mit Naturaufnahmen steckt oftmals ein Suchen nach einem zurückgedräng-



ten Ideal, gewissermaßen eine Tendenz „zurück zur Natur!“, die trotz aller Bewunderung für die Technik und die neuzeitlichen Errungenschaften aller Art als eine der großen Leitlinien in den Auseinandersetzungen der Jugend mit Film und Leben immer wieder auftaucht.“ Und was steckt hinter dieser Sehnsucht, diesem „Naturweh“ junger Menschen? Margarete Keilhacker sieht die Erklärung darin, daß unsere Jungen und Mädchen zu früh in eine Erwachsenenhaltung hineingedrängt werden. Die Arbeit im Betrieb, die nicht auf Jugendliche zugeschnitten ist, die Versachlichung aller Beziehungen, das gesellige Leben, das ständig Kostüm und Maske – von der jeweiligen Mode bestimmt – verlangt, zwingt den Jugendlichen, die Seite seines Ich, die kindlich, fröhlich, ungezwungen sein möchte, die nach Wärme verlangt und das naive Bedürfnis hat, ohne Berechnung und Zweckdenken herzlich, gut und hilfsbereit zu sein, zurückzudrängen. Die Hinwendung zum Naturkind Typ Sissi wäre hiernach eine Flucht aus der kalten Welt der Zwecke, Leistungen und rationalen Ordnungen, die der Jugend nicht gemäß ist und sie überfordert. Für die Richtigkeit dieser Erklärung spricht, daß zur selben Zeit befragte Oberschülerinnen sich als weniger anfällig für den Sissi-Komplex auswiesen. In Ihrer Rangliste erscheint „Sissi“ erst an vierter Stelle. Man wird hier nicht so sehr an das durch literarische und musische Bildung mehr entwickelte Urteilsvermögen, sondern vor allem daran denken müssen, daß Jugendliche, die noch zur Schule gehen, trotz aller Schulnöte eben doch in einer behüteten, der jugendlichen Art mehr anpassenden Welt leben. In der Schule ist – trotz der Lehrer – Jugend doch unter sich.

Wie sehr der Film für junge Menschen Lebensersatz ist – Ersatz für das, was sie im wirklichen Leben nicht oder zu kärglich finden –, geht auch aus dem übereinstimmenden Votum aller befragten Gruppen für den heiteren Film hervor. Aus den Antworten wird deutlich, daß die Jugendlichen beim heiteren Film keineswegs an das von Ironie oder phantastischen Übertreibungen beherrschte Lustspiel denken. Sie suchen einfach Gelegenheiten zum Lachen, und die einfachste Situationskomik genügt ihnen dafür. Auch hier sind die Antworten aufschlußreich. „Der Alltag bringt uns Sorgen genug, darum gehe ich in einen lustigen Film, um für zwei Stunden die ganzen Sorgen zu vergessen“, schreibt eine Sechzehnjährige. Und ein gleichaltriger Junge bekennt: „... denn wenn ich nicht lachen kann, bin ich nicht gesund.“ In fast allen Antworten kommt zum Ausdruck, daß man ins Kino nicht zuletzt deswegen geht, weil man da lachen kann, ohne „dumm angesehen“ zu werden, und weil man im Leben zu wenig zum Lachen hat.

Nun ist die Welt noch nie ein Paradies des Frohsinns gewesen, und es wäre eine Illusion, zu erwarten, daß sie es je werden könnte. Aber die Frage, ob die Welt von heute nicht allzu einseitig von Erwachseneninteressen bestimmt und nach Erwachsenengesichtspunkten gestaltet wird, läßt sich dennoch nicht abweisen. Wenn es schon unvermeidbar ist, daß das „Leben“ – womit wir ja fast nur noch das Erwerbsleben meinen – immer ernster, nämlich rationaler und zweckbestimmter wird, dann ergibt sich ebenso zwangsläufig die Notwendigkeit, für die Heranwachsenden Schonbezirke zu schaffen, wo sie ihren natürlichen Bedürfnissen gemäß leben und gedeihen können.

Solange das nicht in zureichendem Maße geschieht, solange hat niemand ein Recht, über die Kinosüchtigkeit der Jugend zu zetern. Im übrigen ist es mit dieser Kinosüchtigkeit gar nicht so schlimm bestellt, wie es gelegentlich hingestellt wird. Aus Margarete Keilhackers Bericht geht hervor, daß zwar das Kino einen festen Platz in der Freizeit des heutigen Jugendlichen hat, daß es aber bei der überwiegenden Mehrheit keineswegs eine dominierende Rolle spielt. Damit soll seine Bedeutung nicht verkleinert werden, und auch die Gefahr, daß jugendliche Bedürfnisse, die an sich verständlich und natürlich sind, von skrupellosen Filmgeschäftleuten ausgenutzt werden, ist auch dann noch groß genug, wenn man die Dinge nüchtern sieht und Übertreibungen vermeidet. Für diese Art der Betrachtung, von der aus allein Wege zur Besserung gefunden werden können, ist Margarete Keilhackers Bericht, den der Juventa Verlag in München vorlegt, eine ausgezeichnete Hilfe. Jeder, der mit der Jugend arbeitet, sollte sie nutzen.



Junge Menschen lieben Musik

Mußstunden im Zauberreich der Töne sind Entspannung und Erholung zugleich.

Der Phono-Bund im Verlag des Deutschen Gewerkschaftsbundes bietet eine Fülle von preisgünstigen, hochwertigen Langspielplatten - Musik für jeden Geschmack und für jedes Interessengebiet: Konzert oder Oper, Kammermusik oder Sinfonie, Unterhaltung, Tanz oder Jazz.

Einige Neuerscheinungen aus dem Repertoire des Phono-Bundes:

George Gershwin „Porgy and Bess“

Szenen und Arien gespielt und gesungen von Louis Armstrong und Ella Fitzgerald mit großem Orchester unter Leitung von Russell Garcia.

30-cm-LP. Bestell-Nummer Verve MGV 3002. 19,— DM

Ella Fitzgerald und Louis Armstrong

When the Saints Go Marchin' in. Undecided (Shavers-Robins). Ella Fitzgerald und Louis Armstrong und seine All-Stars.

17-cm-LP. Bestell-Nummer Verve 90000. 4,— DM

Schlagerfavoriten

Irgendwann gibt's ein Wiedersehen. Wenn weiße Wolken wandern. Alle Mädchen wollen küssen. Nur Charly schenkte mir Blumen. Günter Kallmann mit Chor und dem Rundfunkorchester Jo Plée. Die Moonlights und das Hansa-Quartett. Günther Mosé und das Tanzstreicherorchester André Volant. Ina Doré mit Chor.

Bitte schreiben Sie uns - wir schicken Ihnen gern und unverbindlich unser illustriertes Programmheft „musik und leben“.

Anschrift: BUND-VERLAG - **phono-BUND** KÖLN-DEUTZ
Deutz-Kalker Straße 46

Filmsplitter

Mut zum Alleingang

Wolfgang Neuß' zeitkritischer Fernsehfilm „Wir Kellerkinder“ wird jetzt doch in den Kinos anlaufen. Die deutsche Filmindustrie wehrt sich mit Händen und Füßen gegen diese Maßnahme. Es hieß, es sei abzulehnen, einen Fernsehfilm in den Kinos zu zeigen. Damit wäre nämlich ein Präzedenzfall geschaffen, der Nachahmer fände und sich für die Kinos sehr nachteilig auswirken könne. Von diesen Veröffentlichungen hielt der Stella-Filmverleih nichts, denn er gab bekannt, daß er die Rechte für den Fernsehfilm erworben habe. Der Chef des Stella-Filmverleihs meinte: „Man fürchtet, daß dieser Film groß ankommt und bahnbrechend ist für weitere Versuche. Wäre es ein Durchschnittsfilm, würde sicher keiner Notiz davon nehmen, ob er in den Kinos liefe.“

Endlich gefunden

Die Centfox suchte schon lange nach einem geeigneten Darsteller des Jesus in ihrem geplanten Film über das „Neue Testament“. Jetzt endlich hat sie ihn gefunden in dem russischen Schauspieler Yuri Yakowlew. Yuri würde die Rolle gern spielen. Bleibt nur abzuwarten, ob ihm das sowjetische Kulturministerium die Erlaubnis erteilt.

Romeo und Julia in der Politik

Peter Ustinov verfilmt zur Zeit sein Bühnenstück „Romanoff und Juliet“. Um die Handlung möglichst getreu zu gestalten, hat er um Erlaubnis gebeten, einige Szenen in der Originalatmosphäre des UNO-Gebäudes in New York drehen zu dürfen. Seine Bitte wurde mit dem Bemerkten abgelehnt: „Wenn wir hier einmal damit anfangen, gehen bald mehr Filmleute als Delegierte ein und aus.“

Eitelkeit

Zwei Filmstars treffen sich. X empfiehlt dem abergläubischen Y, einmal zu einer Zigeunerin zu gehen, denn die wüßte alles aus seiner Vergangenheit und über seine Zukunft. Wochen später treffen sie sich wieder einmal auf einer Party. „Na“, fragt X, „hat die Zigeunerin alles gewußt?“ „Blödsinn“, sagt Y, „die wüßte ja noch nicht einmal, wer ich bin.“

Wenn das nicht zieht

Ein neuer deutscher Problemfilm wurde ungefähr so angepriesen: Am Beispiel einer Nymphomanin enthüllt sich die Sinnlosigkeit des Lebens, das nur den Genuß sucht. Ein erregender, spannender und kassensicherer Film der neuen Welle. Kaum je unterlag eine Generation so sehr den falsch verstandenen Lokutionen des Lebens wie die heutige.

Eine typische „Dauerwelle“-Reklame. Ersetzen Sie doch bitte einmal im letzten Satz „des Lebens“ durch „des Kinos“.

Treffend

Was ist ein Intellektueller? Rudolf Platte: „Ein Intellektueller ist ein Mensch, der all seine Verführungskünste aufbringt, um von Marilyn Monroe ihre Privatnummer zu bekommen, damit er auf diese Weise mit Arthur Miller telefonieren kann.“

Politik und Film

Der neueste Film der „Neuen Welle“, „Der kleine Soldat“, darf in seinem Herstellungsland nicht gezeigt werden; das beschloß der französische Informationsminister. In dem Film fällt der Hauptdarsteller, ein Franzose der extremen Rechten, in die Hände der algerischen Befreiungsfront und erleidet in breit angelegten Folterszenen Entsetzliches. Der Minister fürchtet die demoralisierende Wirkung auf die jungen, in Algerien kämpfenden französischen Soldaten.

Büro in Aufruhr

Walt Disney suchte Statisten für seinen neuesten Film, der in der Welt der Piraten spielt. Kurz entschlossen veröffentlichte er folgendes Inserat: „Ist Ihr Gesicht so abstoßend, daß außer Ihrer Mutter Sie niemand lieben kann? Dann melden Sie sich bei...“ Es meldeten sich über tausend Männer.

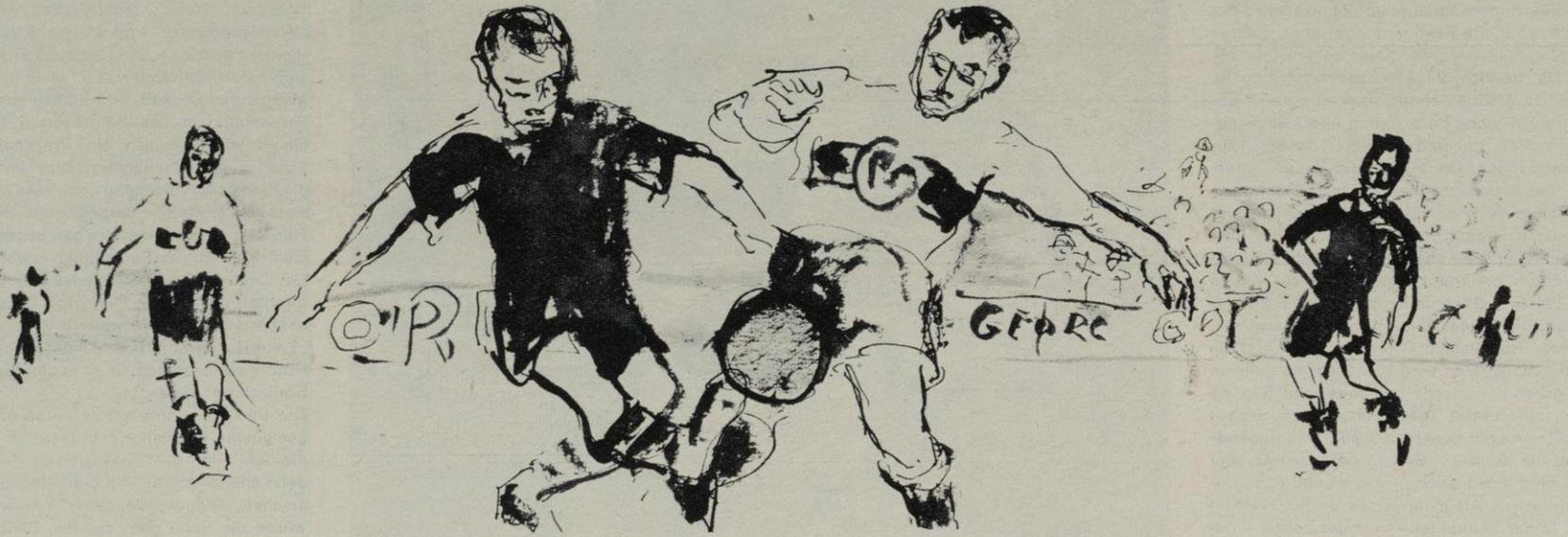
Zu bemerken bliebe nur noch, daß Disneys Sekretärinnen bald vor Angst gekündigt hätten.

H. P.

Das Spiel

Von Johannes Faber

Illustrationen: Joachim Braatz



Als sie aus der Kabine auf das Spielfeld liefen, war es wie an all den anderen Tagen kurz vor Beginn eines Spiels: Das Geraune der Stimmen, verhalten bis dahin, stieg an. Rufe tönnten auf, Beifall brandete empor, schwankte, wie vom Wind getrieben, über sie hin und umgab die beiden Mannschaften noch, ein dichtes, wie aus den verschiedensten Lauten gesponnenes Netz, als sie sich in der Mitte des Platzes versammelten.

Die gegnerische Mannschaft – schwarze Hosen, schwarzes Hemd – hatte Platzwahl, und während sich Mander, der Mittelläufer der gegnerischen Mannschaft, mit dem Wind und der Sonne im Rücken zu spielen entschloß, während die Mannschaften sich formierten, auf ihre Plätze liefen, blickte er, Bender, bevor er seinen Mittelstürmerposten einnahm, noch einmal auf den am Spielfeldrand stehenden Meißner, sah Meißners beruhigende Handbewegung, diese Geste des Vertrauens, dargebracht, geäußert. Und doch wußte Meißner nicht, wie es um ihn, Bender, stand. In der Kabine hatte er es noch einmal versucht, Meißner umzustimmen. Er hatte ihn gebeten, ihn nicht aufzustellen. „Nicht für das heutige Spiel. Ich bin nicht in Form. Ich merke das.“ Meißner hatte abweisend, aber freundlich mit dem Kopf geschüttelt, hatte, die Hände in die Taschen seines Übermantels vergraben, gesagt: „Du wirst es schaffen. Ich habe da gar keine Sorge. Am Mittwoch, beim Training, warst du doch ausgezeichnet. Wir haben keinen Ersatz für dich. Also hab schon Vertrauen.“

Bender fühlte sich unsicher. Jenes selbstverständliche Gefühl der gelassenen Erwartung, das ihn sonst vor jedem Spiel besaß, ging ihm ab. Es war ein Zustand, wie er ihn vor zwei Jahren gespürt hatte. Damals hatte er auch versagt. Daran dachte er jetzt. Er musterte kurz die Spieler der gegnerischen Mannschaft. Er kannte diese Mannschaft. In all den Jahren da sie um die Meisterschaft kämpften, hatten sie sich gegenübergestellt. Und er erinnerte sich, daß in all diesen Jahren Mander, der gegnerische Mittelläufer, klein und gedrungen, aber schnell, flink, an seiner Seite gewesen war. Er erinnerte sich der Zweikämpfe mit Mander. Es beunruhigte ihn, wie selbstverständlich Mander da stand, die Hände in die Hüften gestützt, als wisse er nicht mehr, daß er bei diesen Zweikämpfen um den Ball meistens der Unterlegene gewesen war. Es schien ihm, als sähe Mander es ihm an, daß er, Bender, in diesem Spiel versagen würde.

Das Spiel wurde angepfiffen. Die ersten Minuten kam der Ball nicht aus dem Mittelfeld heraus. Beide Mannschaften spielten nervös. Die Paßbälle, die Flanken kamen übereilt, hastig geschossen. Auf beiden Seiten entwickelte sich ein ungenaues Abspiel. Dann bekam Mander den Ball. Bender wußte, was geschah. Mander lief kurz an, seine genaue Flanke kam

auf Zeitler, den gegnerischen Rechtsaußen. Zeitler stoppte den Ball und lief kraftvoll, mit schnellen Spurtschritten, ohne den Ball zu weit vom Fuß zu lassen, an der Außenlinie entlang. Aber im gleichen Augenblick war Krämer, der linke Verteidiger heran. Er trennte Zeitler vom Ball, gab sofort an Mersmann, den linken Läufer weiter. Mersmann verlängerte, und Bender bekam den Ball. Er sah, wie Wagner, der Halbrechte seiner Mannschaft, in die gegnerische Hälfte lief. Aber Bender gab den Ball noch nicht ab. Erst als Mander heran war, flankte Bender zu Wagner hinüber. Der Ball sprang von Wagners Brust, aber nicht weit. Wagner hatte den Ball immer noch, hielt ihn, sah, daß Bender weit nach vorn lief, gab den Ball steil nach vorn, genau auf Bender. Aber Bender kam ins Rutschen, verlor den Ball. Der Ball trudelte auf das Tor zu. Wazek, der Torhüter der gegnerischen Mannschaft nahm den Ball ruhig auf.

Bender ging langsam zurück. Dieses Versagen kurz vor dem Tor verstärkte seine Unsicherheit. Er blickte zu Meißner hinüber. Meißner

stand regungslos am Spielfeldrand.

Von dieser Minute an beherrschte die gegnerische Mannschaft das Spiel. Sie machte das Spiel bis zur dreißigsten Minute. Aber es fiel kein Tor. Dann, kurz nach der dreißigsten Minute, Bender sah es an der großen Uhr, die das Spielfeld überragte, kam jene Gelegenheit, dem Spiel eine Wendung zu geben, an die Bender sich später wie im Alptraum erinnerte. Wagner gab die Flanke herüber. Der Ball kam genau auf Benders Fuß. Er umspielte den rechten Verteidiger der gegnerischen Mannschaft. Er fühlte sich für Sekunden wieder wie in alten Tagen. Er erkannte, daß er nur noch Wazek vor sich hatte. Wazek, schwarz, die schwarze Mütze tief in die Stirn gedrückt, geduckt, wie im Ansprung, Wazek, der kurz vor der Torlinie stand. Bender tat das, was er sonst nie getan hatte: Er blickte auf Wazek. Und diese eine Sekunde des Aufblickens, die Wahrnehmung Wazeks, dieses Zögern vor dem Schuß, entschied über die Situation. Denn als er sich entschloß, ins linke lange Toreck zu schießen, war Wazek schon heran. Er hörte das Schreien der Zuschauer. Von einer jähen Angst gepackt, wieder zu versagen, versuchte er die letzte Gelegenheit wahrzunehmen: Er versuchte Wazek zu umspielen. Er kannte Wazeks Paraden. Er wußte, daß man einen Mann wie Wazek nicht umspielen konnte. Er fühlte sich plötzlich allein mit Wazek auf dem großen Feld, nur er und Wazek. Wazek, der sich vor ihm bewegte, der immer näher kam. Er fühlte, wie seine Beine schwer wurden, wie seine unsagbare Müdigkeit ihn ergriff. Der Ball schien an seinem Fuß zu kleben. Die Schwere, die er in den Beinen fühlte, ging auf den Ball über. Mit einer verzweifelten Anstrengung versuchte er den Ball über Wazek hinwegzuheben, hinein ins leere Tor. Wie im Zeitlupentempo sah er Wazeks Parade, genau abgemessen, sah die Arme, die den hochsteigenden Ball griffen, den Ball an die Brust nahmen. Und dann war Wazek schon an ihm vorbei, schlug den Ball ab. Bender stand regungslos, wie gelähmt. Er sah, daß Wagner den Kopf schüttelte. Er dachte – er blickte dabei nicht auf Meißner – „ich hab's Meißner gesagt. Ich habe ihm gesagt, daß er mich heute nicht aufstellen soll. Er wollte es nicht wahrhaben. Ich bin nicht in Form. Ich bin ein Versager.“

Die erste Halbzeit endete torlos. Schweigend gingen sie in die Kabine. Meißner stand da, er legte die Hand auf Benders Schulter und sagte: „Das war eine todsichere Gelegenheit.“

Bender fuhr auf: „Ich weiß, ich weiß.“ Er preßte die Hände an den Kopf: „Ich weiß, daß ich es nicht geschafft habe, daß ich's hätte schaffen müssen. Aber erinnere dich, was ich dir sagte.“ „Ich erinnere mich“, sagte Meißner. Seine Stimme war ganz ruhig. Er lächelte. Dann lachte er und sagte: „Noch ist das Spiel nicht aus. Ich hoffe auf die zweite Halbzeit.“

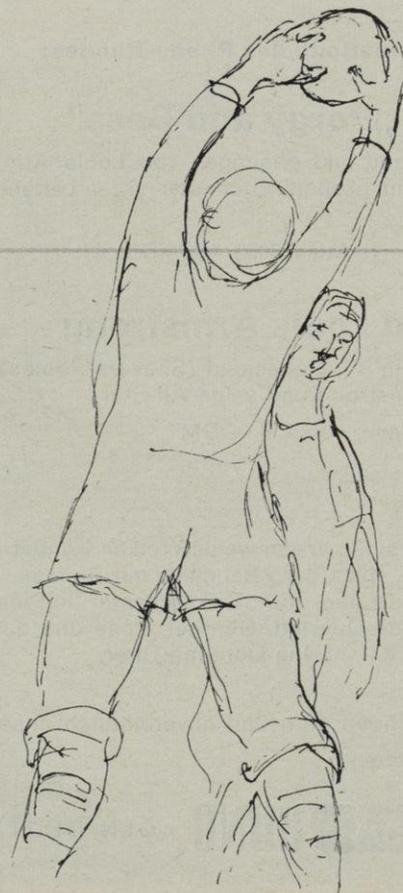
Gleich nach der Pause verpaßte Bender eine erneute Gelegenheit. Das war die Minute, da die ersten Pfliffe von der Tribüne tönnten, da er Rufe hörte, die er nicht verstand. Und dann merkte er, daß das Zuspiel nicht mehr auf ihn kam, daß sie ihn pendeln ließen, daß allein Wagner und die beiden Außenstürmer das Spiel machten. „Sie vertrauen mir nicht mehr“, dachte er, „Ich bin nicht reaktions schnell genug. Ich schaffe es nicht. Ich bin ein Versager.“ Der Schweiß lief an seinem Körper hinunter. Das Stadion begann sich vor seinen Augen zu drehen. Aber der Erschöpfungsanfall ging vorüber. Er mußte sich die Bälle erlaufen. Er, der Mittelstürmer seiner Mannschaft, kam kaum noch über die Mittellinie hinaus. Als wollte er den anderen Spielern seiner Mannschaft auch von sich aus die Bestätigung geben, daß ihr Spiel, die Bälle nicht mehr auf ihn zu geben, nur berechtigt war, gab er jeden Ball sofort wieder ab.

Innerhalb von zehn Minuten schoß Zeitler, der Rechtsaußen der gegnerischen Mannschaft zwei Tore. Nach dem zweiten Tor hob Meißner beide Hände und wies beschwörend in Richtung des gegnerischen Tores. Aber sie liefen sich fest. Mander wich nicht von Benders Seite. Mander, den er, Bender, so oft überspielt hatte, nahm ihm die Bälle, sofern sie überhaupt noch auf ihn kamen, leicht und elegant ab.

Zehn Minuten vor Spielschluß gab Krämer einen weichen Paßball nach vorn. Wagner nahm den Ball an. Das Spiel lief wie in alten Tagen. Der Ball flog über das Spielfeld wie abgezirkelt. Bremer, der Rechtsaußen ihrer Mannschaft gab den Ball von der Strafraumgrenze zurück zu dem freistehenden Bender, und er, Bender, sah Wagner laufen, gab zu Wagner – und Wagner schoß aus vollem Lauf das erste Tor. Ein für Wazek unhaltbarer Ball. Wazek stand regungslos.

„Also doch“, dachte Bender. Und jetzt, in den letzten Minuten des Spiels, kamen die Bälle auch wieder auf ihn. Mit letzter Kraft versuchte er sie anzunehmen, weiterzuspielen. Aber seine Müdigkeit nahm zu. Und er war es, der die Möglichkeit des Ausgleichs verhinderte. Krämer war weit aufgerückt, gab den Ball an Wagner. Wagner stand günstig, als Bender in den Schuß lief. Bender spürte den schmerzenden Schlag des an seiner Brust abrutschenden Balles. Er wurde herumgeschleudert und sah das leere Tor. Wazek stand drei, vier Meter vor dem Tor, halbrechts.

Sie verloren das Spiel zwei zu eins. In der Unterkunft duschte Bender sich schnell und hastig. Er zog sich um. Er sah Meißners finsternes Gesicht, die Gesichter der anderen, die ihn nicht ansprachen. Wortlos verließ er die Kabine, das Stadion. In der Straßenbahn stellte er sich so, daß man ihn nicht erkennen konnte. Er blickte auf die Straße, die wie ein Film vorüberzog.



Als er die Wohnungstür öffnete, rief die Frau aus der Küche. Dann kam sie ihm entgegen und sagte: „Schön, daß du da bist.“

„Du hast die Übertragung gehört?“ fragte er. „Nein“, sagte sie. „Das Spiel wird erst nach den Nachrichten übertragen. Aber ihr habt gewonnen, ja?“

Er schüttelte verneinend den Kopf.

Leise sagte sie: „Das Essen ist gleich fertig.“

Sie ging ins Nebenzimmer, deckte den Tisch. Er hörte, wie sie das Radio anschaltete, hörte die Stimme des Nachrichtensprechers. Er achtete nicht auf die Worte. Sie flossen an ihm vorbei. Sie hantierte in der Küche. Wie um sich von der Flut der Gedanken, die ihn beherrschten, zu lösen, sagte er und trat dabei in die Küche: „Kann ich dir etwas helfen?“

Und hörte, kaum daß er es gesagt hatte, die Stimme des Sportreporters, hörte, wie die Stimme sagte: „Bender, der Mittelstürmer, hatte einen ausgesprochen schlechten Tag. Er ließ drei sichere Torchancen aus.“

Bevor er noch etwas sagen konnte, war sie schon ins Wohnzimmer geeilt und hatte den Apparat abgeschaltet.

„Entschuldige bitte“, sagte sie.

„Es ist schon gut“, sagte er.

„Nimm es nicht so schwer“, sagte sie. „Bitte, das kann doch jedem passieren.“

„O ja“, dachte er, aber er sprach es nicht aus. „Das kann jedem passieren. Aber mir durfte das nicht passieren. Mir nicht.“

Das Telefon klingelte. Sie nahm den Hörer auf.

„Es ist der Trainer, Meißner“, sagte sie.

„Er soll mich morgen wieder anrufen“, sagte er. „Sag ihm, daß ich zu müde bin.“

„Aber er will dich unbedingt sprechen“, sagte sie.

Er nahm den Hörer und hörte Meißners Stimme: „Du hättest nicht einfach so gehen sollen. Die Sache ist schon vergessen. Keiner nimmt dir die Sache übel. Ich soll es dir von der ganzen Mannschaft sagen. Wir waren nur alle etwas deprimiert. Verstehe es bitte. Aber das ist ausgestanden. Du weißt genau, was ich von dir halte. Wir haben keinen besseren als dich. Also vergiß, was geschah. Darum bitten dich alle.“

Meißner sprach. Er hörte Meißners Stimme. Als er den Hörer auflegte, fragte sie: „Was sagte er?“

„Eigentlich nichts Besonderes“, sagte er. „Ich soll am nächsten Sonntag wieder spielen.“

„Und?“

„Kein und“, sagte er. „Ich hoffe, daß es geht.“

„Es wird gehen“, sagte sie, und fagte: „Wie lange spielst du nun schon in der Mannschaft?“

„Laß mich nachdenken“, sagte er. „Fast vier Jahre.“

„Siehst du“, sagte sie. „Und warst immer ein guter Spieler. Komm jetzt bitte, das Essen ist fertig.“

Sie nahm seinen Arm. Er ließ es geschehen.

Farbiger Besuch

Von Inge Britt

Illustration: Joachim Braatz



Eigentlich hatte ich mich schon früher mit Solomon treffen wollen. Aber es gab hier in Deutschland für ihn soviel zu sehen und zu lernen, daß sich unsere Verabredung immer wieder verschob. Doch dann klappte es eines Tages. Es war noch kalt, und so stellte ich ihm einen Schneemann aus Schokolade auf seinen Platz am Kaffeetisch. Dann ging ich ihn vom Zug abholen.

Als wir das letzte Mal miteinander telefonierten, hatte ich zu ihm gesagt: „Bringen Sie doch noch einen Freund mit.“ Ich erkannte die beiden sofort, denn schließlich waren sie auf unserem Vorortbahnhof die einzigen Ankömmlinge mit farbiger Haut. Als ein naßkalter Windstoß um das Fahrkartenhäuschen jagte, spürte ich förmlich, wie sich unter Solomons schwarzem Teint eine Gänsehaut zusammenzog. Er hatte die Hände tief in die Manteltaschen vergraben. Und so sagte ich als erstes zu ihm, nachdem wir uns begrüßt hatten: „Hier brauchen Sie Handschuhe.“

Er zeigte mir lächelnd eine Front weißer Zähne und erklärte: „Bei uns in Ghana ist immer Hochsommer. Ich bin es nicht gewöhnt, auf Handschuhe aufzupassen, und so habe ich schon mehrere Paar hier in Deutschland verloren.“ Der junge indische Bankkaufmann, den Solomon in einem Klub kennengelernt und nun zu uns mitgebracht hatte, sagte zu mir: „Mein Mantel ist schön warm. Meine Mutter gab ihn mir bei der Abreise, denn sie hatte ihn aufbewahrt, seit mein Vater in England studierte. Ich kann ihn jetzt gut gebrauchen.“

Solomon schloß sofort Freundschaft mit meiner Mutter und mit unserem Dackel, und bei der zweiten Tasse Kaffee fing er an, uns Bilder von seiner Familie zu zeigen: den Vater, der in Akkra Kakaonüsse für eine Schweizer Firma aufkauft, im tadellosen Smoking, seine Schwester, die in London Musik studiert. Und dann kamen noch Schnapsschüsse, die er aus Berlin mitgebracht hatte. Er war beim Oktoberfest gewesen, und als er in bester Stimmung aufs Podium zur Bayernkapelle hinaufgestiegen war, hatten ihn die Kamerabesitzer festgehalten. Ich glaube, ich hoffe, er hat mir's nicht übelge-

nommen, daß mir bei diesen ungewöhnlichen Bildern ein Lächeln kam.

„Wie gefällt es Ihnen in Deutschland?“ fragte ich Solomon.

„Wissen Sie“, sagte er, „es gibt zwei Sorten von Leuten. Die einen fragen: ‚Haben Sie schon jemals ein Geldstück in der Hand gehabt? In Ihrer Heimat tragen Sie aber doch sicher noch einen Bastrock? Kommen die Löwen auch am Tage in die Hütte, in der Sie wohnen?‘ Und die andern sagen: ‚Wir haben gehört, daß Ihr schon ein Krankenhaus habt. Und eine Fabrik soll es ja sogar auch schon geben.““

Ich konnte nicht gleich etwas erwidern. Denn sowohl die dummen, stereotypen Fragen wie aber auch die Äußerungen, die nur sehr lückenhafte Kenntnisse von der Situation dieser Länder verrieten, machten mich gleichermaßen sprachlos.

„Sind Sie Vorurteilen wegen Ihrer Rasse begegnet?“, wollte ich dann von ihm wissen.

„Nein“, sagte er, doch ich merkte sein Zögern. „Nein, kaum. Aber neulich habe ich etwas Komisches erlebt. Die Mädchen in der Firma, in der ich praktiziere, hatten Bilder von den Frauen meiner Heimat aus einer Illustrierten ausgeschnitten – Sie verstehen schon, viele Menschen in unserem Land tragen ja noch keine europäische Kleidung. Schließlich haben wir tropisches Klima. Aber ich möchte wissen, warum neulich hier in einem Nachtlokal eine Tänzerin auftrat, die so gut wie nichts anhatte. Bei Ihnen ist es doch wesentlich kälter?“

Wieder Solomons breites Lachen, diesmal aber verschmitzt, denn er wußte ganz genau, daß ich ihm darauf nichts würde antworten können. Ich wendete mich lieber dem jungen Inder zu, der bisher recht zurückhaltend gewesen war. Er wollte gern etwas über deutsche Literatur erfahren und hatte mich bald ins Kreuzfeuer genommen. Es gibt in Indien eine Unzahl verschiedener Sprachen, eine Tat-

sache, die sich jetzt auch bei der Industrialisierung des Landes als sehr hemmend erweist. Wie die heutige einheitliche deutsche Sprache entstanden ist, sollte ich ihm sagen. Und so kamen wir auf die Luthersche Bibelübersetzung. Doch – über Luther wußte er genau Bescheid. Er kam mit Jahreszahlen und mit Begebenheiten, so daß ich noch etwas dazulernen konnte. Und er zitierte wörtlich den Ausspruch Luthers, der über dem deutschen Pavillon auf der Brüsseler Weltausstellung gestanden hatte. Ich war wieder einmal sprachlos – diesmal vor Verblüffung.

Dann erzählte auch er von seinem bisher bemerkenswertesten Erlebnis in Deutschland. Zwischen seiner Zimmerwirtin und deren halb-erwachsener Tochter hatte es eines Abends Streit gegeben. Das junge Mädchen war sehr heftig und laut geworden. Für den Mann aus Indien, großgeworden in einer strengen Familientradition voller Rücksichtnahme und Ehrfurcht, war dieser Vorfall einfach unverständlich.

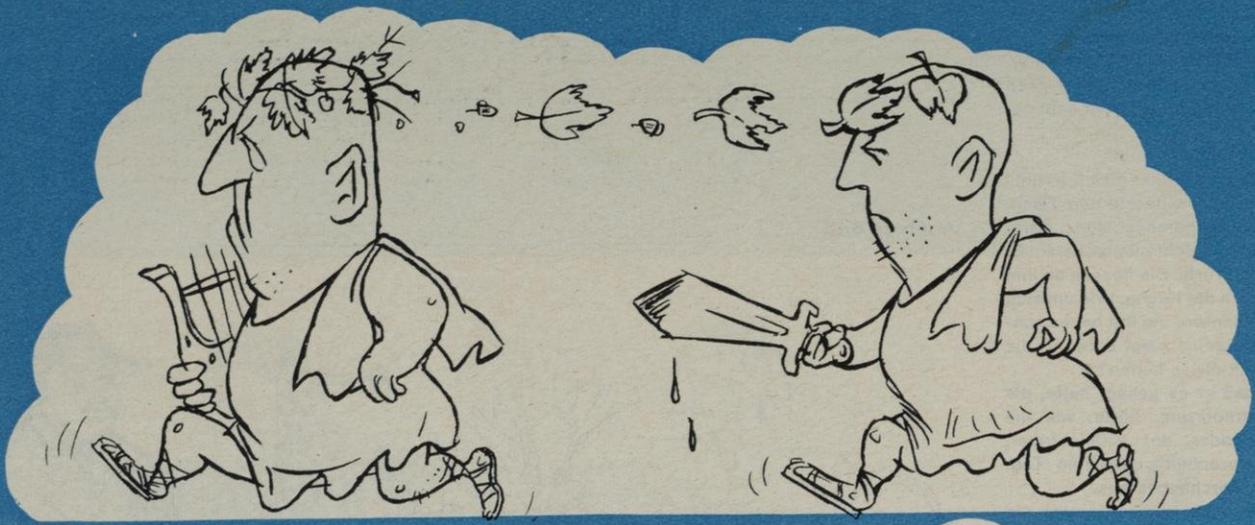
Als die Abendbrotzeit näherkam, verabschiedeten sich unsere Gäste mit vollendeten Manieren. Ich blieb, nach allem, was ich gehört hatte in diesen Stunden, etwas nachdenklich zurück. Wir sollten bedenken, daß die farbigen Völker uns jene Menschen schicken, die morgen die Elite ihres Landes sein werden. Diese jungen Männer haben oftmals eine Bildung, die wir noch manches Mal unterschätzen werden. Andererseits aber sind sie unverbildet genug, um klaren und offenen Herzens denken und empfinden zu können. Sie sollten möglichst nicht mit dem Eindruck in ihre Heimat zurückkehren, daß sich zwischen dem Stand unserer Zivilisation und unseren moralischen Maßstäben eine unüberbrückbare Diskrepanz entwickelt hat. Und wir sollten getrost zugeben, daß es auch für uns einiges zu erfahren gibt, wenn sie hierher kommen, um bei uns zu lernen.

Ich freue mich schon auf den nächsten Besuch von Solomon und seinem indischen Freund.



Herbstliches

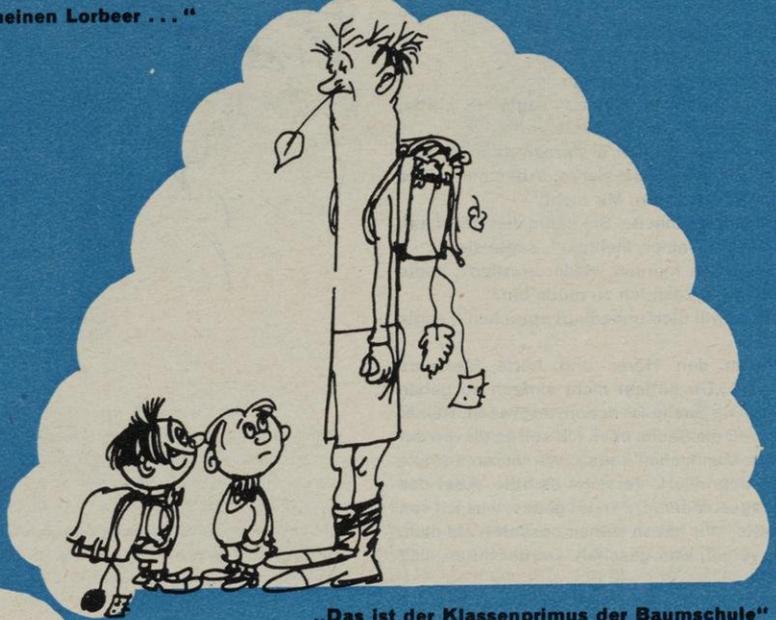
Gesehen von Arnold Faust



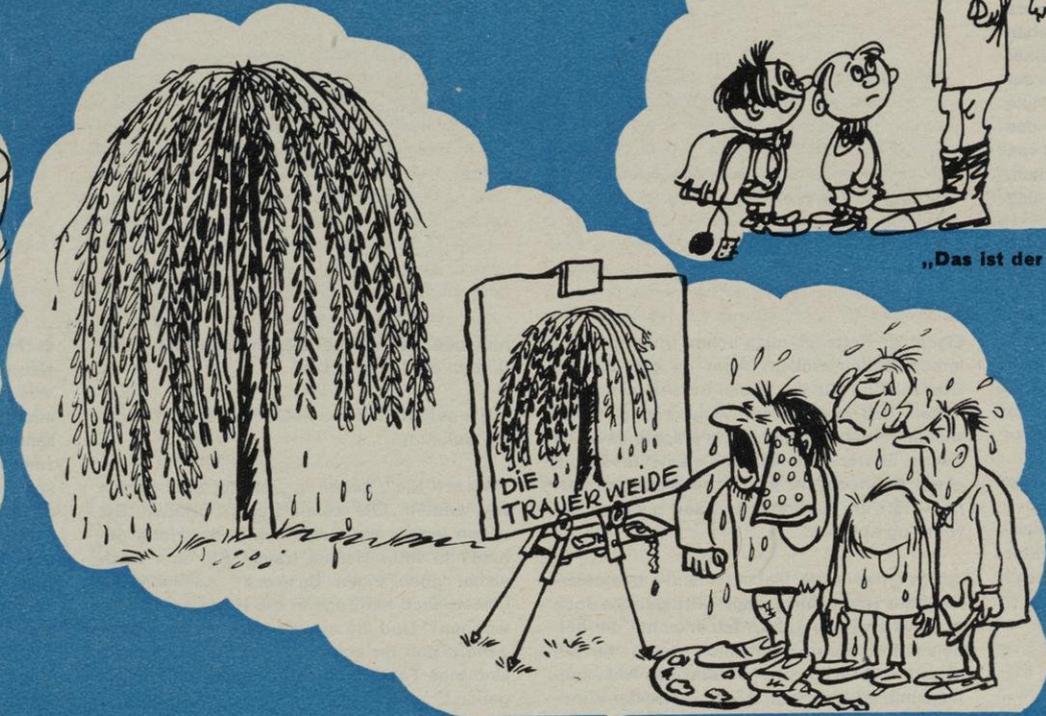
„O Brutus, du willst meinen Lorbeer ...“



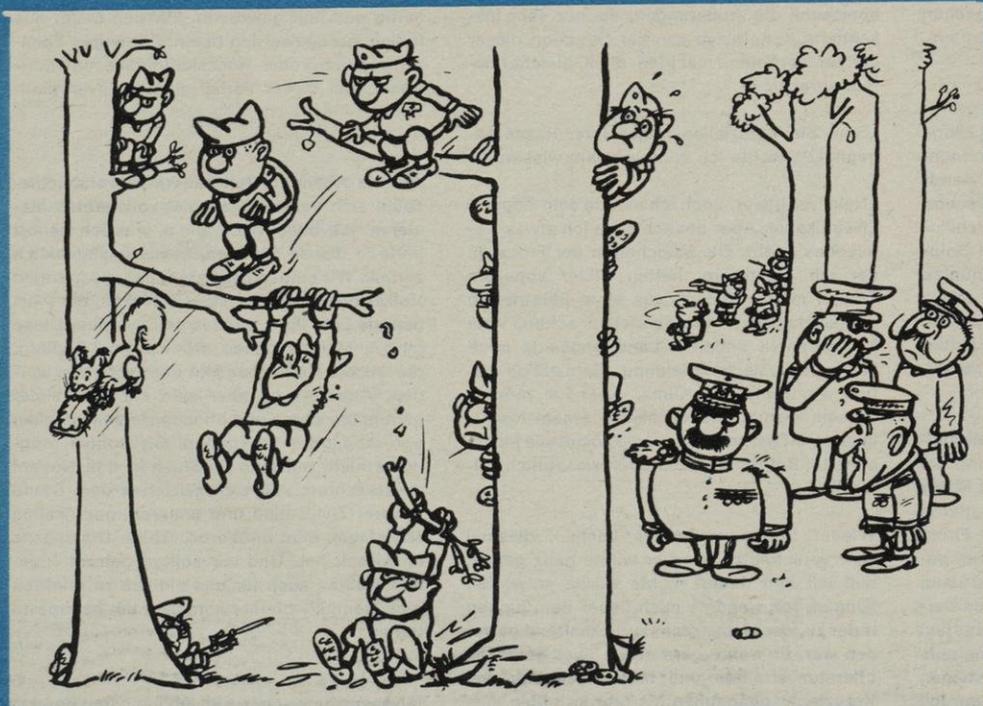
„Nanu ...“



„Das ist der Klassenprimus der Baumschule“



„Warum malst du auch nur Trauerweiden ...“



„Ein Eichhörnchen hat dem General das Eichenlaub gestohlen“



„O diese Gummibäume“